

Günter Jürgensmeier  
(ASML 13.11.2017–4.12.2017)

## Verkenne den Schmidt!



Hans-Edwin Friedrich (Hrsg.), *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, Göttingen: Wallstein, 2017. 524 S., 2 Abb., 34,90 €.

## ›Dummer Augustinus‹

Im neusten »Verkenne den Schmidt« in Buchform, dem sekundär literarischen Sammelband *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, beschäftigt sich der Herausgeber Hans-Edwin Friedrich unter dem Titel *Frommer Mann, Baron und Dichter mit der Funktion Fouqués in Brand's Haide*. Dabei kommt er auch auf die Stelle in *Begegnung mit Fouqué* (1958; BA 3/3, S. 422f.) zu sprechen, wo Schmidt beschreibt, wie er Fouqué kennenlernte:

Es muß also ein schöner Morgen zu Ende Juni des Jahres 1932 gewesen sein – [...] in der ›Schulbibliothek‹ – [...] – neben mir mein Freund, Heinz Jerofsky [...] wollen nun eben auch noch ein paar Bücher mitnehmen. – [...]

Ich bückte mich – vielleicht ›wurde gebückt‹; von wem weiß ich nicht – und zog den unteren Schub des altmodischen Schrankes auf : da lagen etwa 10 ausrangierte Bücher, die Kreuz die Quer. Ich griff – und was heißt ›ich‹? Ich betrachte meine adrige rechte Hand »Da sitzt 1 Herr; und ich in ihm : wer aber ist dieser?!« hat Jean Paul erfunden – ich griff also nach dem obersten alten Band. Der war dick, wie Bücher sein sollen; rot-leinen eingebunden; ich schlug ihn auf und las :

»‹Die Nacht wird kalt›, sagte der alte Rudolf, ›Von dem Wetterfähnlein kreischt es herunter; die Eichen fangen zu rauschen an – : lege mehr Holz an den Heerd, Alwin.«

*Da war ich hin! : Von dem herrlich ausgewogenen Prosatakt! (Denn es gibt ja nichts schöneres auf der Welt, als 1 gute Seite Prosa!!).*

Das soll auf einem Ausspruch des Heiligen Augustinus beruhen, was Friedrich so begründet:

Das Modell dieses Augenblicks sind die *Confessiones* des Augustinus, auf die Schmidt auch unmittelbar Bezug nimmt. Im achten Buch berichtet Augustinus, er habe von Kinderstimmen aus dem Nachbarhaus die Aufforderung »Tolle, lege; tolle, lege« vernommen und dies als Befehl Gottes gedeutet, in der Heiligen Schrift die zufällig aufgeschlagene Seite zu lesen – mit grundstürzenden Folgen für sein Leben fortan. Schmidt betont ebenfalls das Passive des Leseakts, indem er erwägt, ob er sich gebückt habe oder gebückt worden sei, zitiert das »tolle, lege« – freilich als aktive Handlung ohne vorherige Aufforderung – und schlägt die erste Stelle auf, die ihn mit einem Mal in Bann zieht.

Also ein »unmittelbarer Bezug« via »aktive Handlung ohne vorherige Aufforderung«. Sehr germanistisch!

Augustinus' »tolle, lege« kommt mehrmals im Werk vor:

[https://arno-schmidt-stiftung.de/eba/search?](https://arno-schmidt-stiftung.de/eba/search?q=%22tolle%20lege%22)

[q=%22tolle%20lege%22](https://arno-schmidt-stiftung.de/eba/search?q=%22tolle%20lege%22)

[https://arno-schmidt-stiftung.de/eba/search?](https://arno-schmidt-stiftung.de/eba/search?q=%22tolle%20legge%22)

[q=%22tolle%20legge%22](https://arno-schmidt-stiftung.de/eba/search?q=%22tolle%20legge%22)

aber nicht in *Begegnung mit Fouqué*, sondern früher in *Fouqué. Der letzte Ritter* und in *Anachronismus als Vollendung* (beide 1955), jedoch beide Male ohne Bezug auf seine Entdeckung, nur als Empfehlung des jeweiligen Buches »Nimm und lies!«, d.h. überzeuge dich selbst. Wobei es sich durchaus schonmal um ein Werk eines anderen handeln kann, etwa Moritzens *Anton Reiser*. Auch wird das »tolle, lege« von Schmidt nie in einer Weise verwendet, die darauf schließen ließe, dass Schmidt damals mit den genauen Umständen bei Augustinus bekannt gewesen wäre.

Schmidt erhielt seine Reclam-Ausgabe der *Bekenntnisse des heiligen Augustinus* in der Übersetzung von Otto F. Lachmann (BVZ 760) erst 1959. Diesen Text hat das Projekt Gutenberg:

<https://www.projekt-gutenberg.org/augustin/bekannt/bekannt.html>

Darin kommt das lateinische »tolle, lege« selbst nicht vor, nur das deutsche »Nimm und lies!« Seine »Erweckung« stellt Augustinus darin so dar:

Wie lange, Herr, wirst du zürnen? [...] Wie lange? Morgen und immer wieder morgen? Warum nicht jetzt, weshalb setzt nicht diese Stunde meiner Schande ihr Ziel?

So sprach ich und weinte bitterlich in der Zerknirschung meines Herzens. Und siehe, da hörte ich eine Stimme aus einem benachbarten Hause in singendem Tone sagen, ein Knabe oder ein Mädchen war es: Nimm und lies! Nimm und lies! Ich entfärbte mich und sann nach, ob vielleicht Kinder in irgendeinem Spiele dergleichen Worte zu singen pflegen, konnte mich aber nicht erinnern, jemals davon gehört zu haben. Da drängte ich meine Tränen zurück, stand auf und legte die gehörten Worte nicht anders, als daß ein göttlicher Befehl mir die heilige Schrift zu öffnen heiße und daß ich das erste Kapitel, auf welches mein Auge fallen würde, lesen sollte. [...] Und so kehrte ich eiligst zu dem Orte zurück, wo Alypius saß und wo ich bei meinem Weggehen die Schriften des Apostels Paulus zurückgelassen hatte. ich ergriff das Buch, öffnete es und las still für mich den Abschnitt, der mir zuerst in die Augen fiel: Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an

den Herrn Jesum Christum und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde. Ich las nicht weiter, es war wahrlich nicht nötig, denn alsbald am Ende dieser Worte kam das Licht des Friedens über mein Herz und die Nacht des Zweifels entfloh.

Man sieht, wie unähnlich sich die beiden Begebenheiten sind. Aber Hans-Edwin Friedrich ist sich ganz sicher:

Schmidt verbindet zwei Modelle miteinander, das philosophische des Zweifels an der Willensfreiheit und das religiöse der *conversio*. Beide schließen einander im strengen Sinn aus, so dass sie in dieser Verknüpfung als uneigentliche, poetisch-metaphorische Rede markiert sind. Beide verweisen auf die lebensgeschichtliche Bedeutung des Lektüreaugenblicks, indem sie ihn als poetologisch und biographisch bedeutsame selbstdefinierende autobiographische Erinnerung modellieren, als einen Augenblick, von dem an alles anders war. Zugleich dienen sie als Sinnstiftung von Kontingenz. Die Stelle, die Augustinus mit Gott füllt, lässt Schmidt leer. Dass die Wahl auf Fouqué fällt, ist nicht plausibel begründet, bleibt eine Leerstelle, auch wenn einzelne Anhaltspunkte – Schönheit des Prosastils – genannt werden, die jedoch nicht als Erklärung in Betracht kommen. Die *Begegnung mit Fouqué* unterstreicht die zentrale Bedeutung Fouqués als Inbegriff des Dichters [...]

Wenn's wohl auch nicht wahr ist, so ist's doch zweifellos schön erfunden!

Friedrich schreibt auf S. 271:

– und schlägt die *erstbeste* Stelle auf, die ihn mit einem Mal in Bann zieht.

Bei Schmidt steht:

ich griff also nach dem obersten alten Band. Der war dick, wie Bücher sein sollen; rot=leinen eingebunden; ich schlug ihn auf und las :

»«Die Nacht wird kalt», sagte [usw., s.o]

Das aber ist nicht die »erstbeste Stelle«, sondern der *Anfang* von Pellegrins *Alwin*:

[http://www.gasl.org/refbib/Fouque\\_\\_Alwin.pdf](http://www.gasl.org/refbib/Fouque__Alwin.pdf)

Prof. Dr. Friedrich konstruiert sich also seine eigene Interpretationsgrundlage erst zurecht; er ist seines eigenen Germanistenglückes Architekt. Oder er hat schlicht keine Ahnung und empfindet das auch nicht als Mangel.

entweder waren diese [Germanisten] uns Allen so weit voraus? (Und der Mund schnappte mir vor dem <oder> von alleine zu;

*Windmühlen*, BA 1/3, S. 281

## ›Dummer Augustinus‹ (Nachweise)

Der Hl. Augustinus wird in Schmidts *Kosmas* drei Mal beiläufig als Kirchenvater erwähnt, die Stelle BA 1/1, S. 482, ist ein Strukturzitat aus Schopenhauers Ausführungen über die Universitäts-Philosophie:

Für solche Herren sind ganz andere Sächelchen maaßgebend : etwa, was der ‹scharfsinnige› Augustinus, der ‹große› Kosmas, oder gar ‹Jesus selbst› gesagt hat

Schopenhauer:

Kürzlich las ich eine psychologische Diatribe von einem derselben, in der viel von Kants »synthetischer Apperception« die Rede ist: denn Kants Kunstausdrücke gebrauchen sie gar zu gern, wenn auch nur, wie hier, halb aufgeschnappt und dadurch sinnlos geworden. Dieser nun meynte, darunter wäre wohl die angestrengte Aufmerksamkeit zu verstehn! Diese nämlich, nebst ähnlichen Sächelchen, machen so die Favoritthemata ihrer Kinderschulenphilosophie aus. In der That haben die Herren gar keine Zeit, noch Lust, noch Trieb den Kant zu studiren: – er ist ihnen so gleichgültig, wie ich es bin.

Für ihren verfeinerten Geschmack gehören ganz andere Leute. Nämlich was der scharfsinnige Herbart und der große Schleiermacher, oder gar »Hegel selbst« gesagt hat, – das ist Stoff für ihre Meditation und ihnen angemessen. [...]

Im Fouqué-Essay *Anachronismus als Vollendung*, BA 2/1, S. 168 wird ein weit verbreiteter Spruch des Augustinus zitiert:

Ewig bemerkenswert der uralt-germanische Zwiepsalt im Herzen: »Bloße Märchen können die Ge-

schichten von Odin nicht gewesen sein«; in bewußt-erbittertem Gegensatz zu dem überheblichen Wort des heiligen Augustinus: »Die Tugenden der Heiden sind nur glänzende Laster!«. –

Der Spruch kommt so häufig vor, dass ich die genaue Quelle noch nicht ausfindig machen konnte.

Im Fragment *Manes der Unsinnigen* von 1958 steht BA S/1, S. 298:

1.) Mani und der Dualismus – ›Dummer Augustinus‹ (~10 Jahre PG) Augustinus war eine Zeitlang Manichäer.

Zu den *Bekennnissen des heiligen Augustinus* meinte Arno Schmidt 1965 in *Dichter & ihre Gesellen: Jules Verne*, BA 3/4, S. 418:

Ich will es nur frisch gestehen – ich bin einmal, trotz AUGUSTINUS oder ROUSSEAU, (die ich Beide nicht mag), beim ›bekennen‹, sprich ›Mich=kompromittieren‹ – [...]

In ZT7 S. 1159 sagt Pagenstecher:

Das war schon im Alterthum üblich : die Pest als Frau! Bei AUGUSTINUS zB; wo die Umschleichnde sich mit Geld abfindn läßt, (typischer Dirnenzug!). –

Was Schmidt in Jacob Grimms *Deutscher Mythologie* (BVZ 195) gefunden hatte:

<https://books.google.de/books?id=lutAAAAAcAAJ&pg=PA685&dq=%22sich+mit+Geld+abfinden%22>

ZT8 1422 kommt der Hl. Augustin in einem Thümmel-Zitat vor als Schutzpatron derer, »die ad AUGen leiden«.

In *Abend mit Goldrand*, BA 4/3, S. 127, wird von ihm gesagt:

(Und d heilje Augustin iss in seiner Jugnd ooch keen Guter gewesn!)

Das wird in den meisten Nachschlagewerken über ihn berichtet. Herzogs Real-Encyklopädie, von Schmidt für AmG viel verwendet, spricht von seinen »sittlichen Jugendverirrungen« und berichtet darauf auch von seinem zeitweisen Übertritt zu den Manichäern aufgrund seiner »Meinung, dass Gott nach der Kirchenlehre Ursache des Bösen werde«.

S. 249 denkt A&O:

Und schon wieder ›mein Herz ist unruhich in mir‹;  
(mag ooch an Angina pectoris laboriert habm, der Herr aus Tagaste)

Im Kath. Kirchenlexikon von Wetzer/Welte, *Augustinus*:  
[Die Mutter] hatte in das noch zarte Gemüth des Sohnes das Samenkorn des christlichen Glaubens gepflanzt, das in dem Sohne von ungewöhnlicher Empfänglichkeit für das Religiöse zu jener tiefgehenden Sehnsucht nach Gott sich entfaltete, die auch bei den größten Verirrungen das Band war, das ihn mit dem Schöpfer noch verband und deren Bedeutung Augustin selbst in den Worten ausspricht, die den Schlüssel zum Verständnisse seines ganzen Lebens und Denkens bilden: »Du hast uns zu Dir hin geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir« (Confess. I. 1.).

In anderen Übersetzungen auch mit »ruhelos« statt »unruhig« und »Seele« statt »Herz«.

In *Julia, oder die Gemälde* S. 40 erzählt Studienrat Ekkehard Rauch diese Anekdote:

»Elpidius – (?): zu Zeiten Theoderichs Arzt in Ravenna – hatte Koblode im Haus, die ihn oft mit einem Steinregen empfangen.«; (?Gewährsmann?):  
»Heil'je Augustinus.«; (Civ. Dei 22,8).

Das hatte Schmidt aus dem Band 3 von Görres' *Die christliche Mystik* (BVZ 774):

<https://books.google.de/books?id=ybw8AAAACAAJ&pg=PA356&dq=augustinus+kobolden+steinregen>

Und S. 67 heißt es:

Hm, hm AUGUSTINUS behauptet, die Toten stünden Alle im Alter von 33 Jahren auf (= wie Christus); und, was mehr ist, JEAN PAUL bestätigt 's – naja: Dichter, Taub'm{züchter &|abrichter} usw, sind ungültig als Zeug'n vor Gericht;

Jean Paul, *Hesperus oder 45 Hundposttage. Eine Lebensbeschreibung*, Zweites Heftlein, 16. Hundposttag, Vierter Schalttag:

<https://books.google.de/books?id=rWBaAAAACAAJ&pg=PA215&dq=%22Alter+von+den+Todten+auferstehen+worin+Christus+auferstand%22>

## 'Well done!'

Eine nachdenkliche Probe verschiedenartiger  
Lektüreauffassung

Im neusten »Verkenne den Schmidt« in Buchform, dem sekundär literarischen Sammelband *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, schreibt Lutz Hagedstedt über *Arno Schmidt und Matthias Claudius*. Auf der S. 254 kommt er auf Schmidts Nicht-Rezension der Claudius-Biographie von Urban Roedl mit dem Titel *Notwendige Berichtigung* (BA 3/3, S. 246–253) zu sprechen, das ist der Essay, in den Schmidt Zeilen aus William Cowpers *The Diverting History of John Gilpin* eingestreut hat. Hagedstedt zitiert ausgiebig den Anfang von Schmidts Berichtigung, wo er ausdrücklich darauf hinweist, dass es ihm nicht um Claudius geht. Von da springt er auf der nächsten Seite gleich zum Literaturhinweis am Ende von Schmidts Text – und das dazwischen scheint er reinweg vergessen zu haben, er kurzschlussfolgert nämlich:

Denn Claudius wird mit dem Tuchhändler John Gilping [sic!, so noch zwei weitere Male] verglichen, dem Protagonisten der komischen Ballade von William Cowper (1782 erschienen).

Nichts könnte irriger sein, denn Schmidts *Probe verschiedenartiger Geschichtsauffassung* handelt dann ja tatsächlich »von dem herrlichen deutschen Mann Friedrich Perthes, der so ganz anders ist, als sonst Verleger«. Dieser »fromm=schäbige Charakter« war, wie Schmidt meinte und durch seine Parallelführung verdeutlichen wollte, auf eine ähnliche Art wie John Gilpin mit dubiosen Verrichtungen ganz ohne eigenes Verdienst berühmt geworden.

Vor über drei Jahrzehnten verlieh der Raben-Rat einstimmig den Preis »Die taube Nuß« des Jahres 1987 an Herrn Lutz Hagestedt für die Ahnungslosigkeit seines Lesens. Man sieht, er hat's noch immer drauf und bewährt sich auch weiterhin als würdiger Träger dieser Auszeichnung!

Now let us sing, long live this king!  
Lutz Hag'stedt long live he!  
And when he next doth ride abroad,  
May I be there to see!

Da saßen also anno 14 im Gedenken an Arno Schmidts 100. Geburtstag im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar einige unserer besten Germanisten im gemütlichen Kreise beisammen und lauschten andächtig, während Prof. Dr. Lutz Hagestedt vom Institut für Germanistik der Universität Rostock diese seine bahnbrechenden Erkenntnisse vortrug,

And every soul cried out, 'Well done!'

Prof. Dr. Hans-Edwin Friedrich vom Institut für Neuere Deutsche Literatur & Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel fand's auch drei Jahre später noch 'Well done!' und so ward's unter seiner Ägide zur Aufbewahrung für die Nachwelt in den Druck gegeben.

Lutz Hagestedt dokumentiert seine und eines Großteils der Germanisten dünne Verbindung zum 21. Jahrhundert auf der S. 263:

Ein letztes Mondbeispiel verdankt sich Günter Jürgensmeier, das 2013 über die Arno-Schmidt-Mailingliste ging. Jürgensmeier erläutert hier Einzelstellen in Schmidts Erzählung *Die Wasserstraße ...*

Mit der Fußnote

Den Hinweis auf Jürgensmeier und die Mailingliste verdanke ich Friedhelm Rathjen.

Was ja nicht anderes bedeutet als:

Soeben erhalten wir hier in der Weltfremde\* – dem Postreuter sey Dank gerade noch rechtzeitig für dieses Drukwerck – einen Express-Brief von unserem Korrespondenten in Dingensbülbül mit der Nachricht, dass ein gewisser Jürgen Günthersmeyer im Jahre 13 in einem elektronischen Paralleluniverso Nahmens AmSeL noch die folgende Dechiffrierung\*\* zu unserem Thema gemacht hat ...

---

\* Wo die Germanisten hausen. (Anm. d. Lesers)

\*\* Im Germanistensprech Sammelbegriff für Anmerkungen, Erläuterungen und Zitatnachweise. (Anm. d. Lesers)

## Notwendige Nachweise

Die *Notwendige Berichtigung der Legende vom braven Mann* Friedrich Perthes (BA 3/3, S. 246–253) ist ein Nebenprodukt von Schmidts Fouqué-Studien, da

die nämlichen Gestalten zwangsläufig auch mir bei meinen Arbeiten immer wieder begegneten (S. 246)

Arno Schmidt verwendete für diese »nachdenkliche Probe verschiedenartiger Geschichtsauffassung« hauptsächlich folgende Quellen:

- Urban Roedl (Bruno Adler): *Matthias Claudius. Sein Weg und seine Welt* (BVZ 159.2):

<https://resolver.sub.uni-hamburg.de/goobi/PPN845737325>

- *The Diverting History of John Gilpin* in seinem Schullesebuch *Selections from English Poetry* von Philip Aronstein (BVZ 579):

[http://www.gasl.org/refbib/English\\_Poetry.pdf#page=69](http://www.gasl.org/refbib/English_Poetry.pdf#page=69)

- Karl August Varnhagen von Ense: *Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften*, 3. Band (nicht in Schmidts Bibliothek):

[https://www.deutschestextarchiv.de/book/show/varnhagen\\_denkwuerdigkeiten03\\_1838](https://www.deutschestextarchiv.de/book/show/varnhagen_denkwuerdigkeiten03_1838)

- Jonas Ludwig von Heß: *Agonien der Republik Hamburg im Frühjahr 1813* (BVZ 840):

<https://books.google.de/books?id=e5AWAAAAYAAJ&printsec=frontcover>

- Anton Christian Wedekind: *Jahrbuch für die Hanseatischen Departements* (BVZ 839):

[https://resolver.sub.uni-hamburg.de/goobi/PPN659093774\\_1812](https://resolver.sub.uni-hamburg.de/goobi/PPN659093774_1812)

Die zentrale Formulierung »Verschiedenartige Geschichtsauffassung« kommt von Heines gleichnamigem Essay, der beginnt:

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. –

<http://www.zeno.org/Literatur/M/Heine,+Heinrich/Essays+III%3A+Aufs%C3%A4tze+und+Streitschriften/Verschiedenartige+Geschichtsauffassung>

## Arno Schmidt als Germanist

Im neusten »Verkenne den Schmidt« in Buchform, dem sekundär literarischen Sammelband *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, schreibt Mario Grizelj über *Arno Schmidt als Germanist in »Fouqué und einige seiner Zeitgenossen«*. Dabei analysiert er S. 474 eine Stelle »in aller Ausführlichkeit«:

Um das anekdotenhafte Verfahren Schmidts und das eigentümliche Verhältnis von Textanalyseanteil und Anekdote zu verdeutlichen sowie den diesbezüglichen (dann letztlich deutlichen) Unterschied zum New Historicism zu zeigen, sei in aller Ausführlichkeit Schmidts Auseinandersetzung mit Fouqués Trauerspiel *Don Carlos* dargestellt. Die Diskrepanz zwischen dem Aufwand, das Leben des Infanten en detail vorzustellen, und der folgenden Beschreibung des fouquéschen Textes ist frappierend. Nachdem Schmidt zunächst auf eineinhalb Seiten über die Manuskript- und Verlagsituation berichtet und einen langen Brief Fouqués an Cotta wiedergegeben hat, liefert er uns eine eineinhalb Seiten lange biographische Skizze des historischen Don Carlos, die sich an Martin Philippon orientiert: [Fußnote 37] Und dann zitiert er in der ganzen angedrohten Ausführlichkeit die vollständige Passage aus Schmidts *Fouqué* S. 476–478. In der Fußnote nennt er als angebliche Quelle:

37 Vgl. Martin Philippon: *König Philipp II. von Spanien*, Leipzig 1876.

Wenn man das nun wie empfohlen wirklich vergleicht, findet man in dem Buch tatsächlich einige Schnipsel, die auch bei Schmidt auftauchen, aber keineswegs alle Details, und auch nicht so, dass man sagen könnte, das sei

»nach Philippson« (*Fouqué*, S. 476). Was einen ja vielleicht auf die Idee bringen könnte, dass es eventuell doch nicht Schmidts Quelle gewesen ist?\* Nicht so Grizelj, er geht S. 476 unmittelbar zur Reflexion über, die ja, wir hörten es erst neulich wieder, die Mutter aller Erkenntnis ist:

Wir haben hier eine lange und detaillierte Ausführung zu Don Carlos' Leben vor uns, zudem anekdotenhaft und damit unterhaltsam erzählt. [...]

Er arbeitet hier zwar mithilfe einer Anekdote, aber an dieser Stelle eben nicht, wie später die New Historicists, um Kontext und Text genau aufeinander zu beziehen und in einem Kontextdetail Analysepunkte für eine genaue Textlektüre zu finden; Schmidt verliert sich vielmehr in seiner Fabulierlust. An dieser Stelle ist er vollends Schriftsteller und kaum noch/gar nicht mehr Germanist. Hier gewinnt der Poet Schmidt die Oberhand, der die Lesenden mit einer witzigen und an skurrilen Momenten nicht armen Erzählung fesseln will. Hier in der Tat dient *Fouqué* (fast) nur als Medium, um fabulieren und erzählen zu können. *Fouqué* wird – nicht durchgängig im Buch, aber an dieser Stelle – als Mittel zum Zweck des Erzählens instrumentalisiert. Er und seine Texte sind nicht mehr Beobachtungsgegenstände, sondern schlicht Impulse, um eine schmidtsche Prosapassage einzufügen. Natürlich hat die historische Geschichte des Don Carlos etwas mit *Fouqués* Stück zu tun, aber das Verhältnis von erzählter historischer Geschichte und Textbeschreibung ist so eklatant schief, dass von einem wirklichen Interesse am *fouquéschen* Stück nicht die Rede sein kann. Denn wenn das Stück tatsächlich so schlecht ist, wie es Schmidt behauptet,

warum dann die ellenlange Beschreibung des Infanten? Warum nicht einfach schnell zum nächsten Stück übergehen?

Und dann schreitet er auf dieser Grundlage zu seiner Schluss-Folgerung ...

Dabei handelt es sich bei der Don-Carlos-Passage, wie wir spätestens seit meinem ASML-Beitrag vom 13.7.2014 wissen (s.u.), um ein leicht gestrafftes und von Schmidt ein wenig an seine Anforderungen angepasstes Zitat aus Martin Philipppsons Beitrag *Gegenreformation in Süd- und Westeuropa* in Bd. 4 von *Ullsteins Weltgeschichte* (BVZ 823). Also kann nicht im Geringsten die Rede sein vom anekdotenhaften Verlieren des Poeten Schmidt in seiner Fabulierlust.

Es wäre auch nicht schwer gewesen, die wirkliche Quelle herauszufinden – und das sogar germanistengerecht ohne Computer: In Schmidts Bibliothek gibt es nur zwei Werke, die für eine so lange geschichtliche Passage zu einer Person infrage kommen: Schlossers *Weltgeschichte für das deutsche Volk* (BVZ 828), die allerdings leider von Schlosser und nicht Philipppson ist, und eben *Ullsteins Weltgeschichte*, die viele Beiträger und zwei Herausgeber hat. Also schaut man da doch wohl zuerst rein, stellt fest, dass der Band 4 vom religiösen Zeitalter 1500–1650 handelt, blättert ein wenig ... und schon hat man sie!

Doch einem Germanisten/Philologen fällt ein so kleines Malheur nicht auf, der kommt problemlos auch ohne zutreffende Grundlagen durch große Fabulierlust zu seinen *Forschungsergebnissen*.

Aber es ist ja alles noch viel schlimmer ... <sup>TM</sup>

(Fortsetzung mit Hinweisen folgt.)

Da saßen also anno 14 im Gedenken an Arno Schmidts 100. Geburtstag im Goethe-Nationalmuseum in Weimar einige unserer besten Germanisten im gemütlichen Kreise beisammen und lauschten gespannt dem Akademischen Oberrat Prof. Dr. Mario Grizelj vom Institut für deutsche Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München bei seinen tief aus dem eigenen Innern heraus reflektierten Erkenntnissen rund um die Schublade »New Historicism«, in die er – es ist nun mal so Sitte – probeweise und unter Zuhilfenahme der »anekdotenhaften ›Findekunst‹« dieser Richtung (S. 473) auch den Schwan von Bargfeld einmal stecken musste.

Prof. Dr. Hans-Edwin Friedrich vom Institut für Neuere Deutsche Literatur & Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel fand das so vorbildlich und nachahmenswert (»Neue Schubladen braucht das Land!«), dass er nicht anders konnte und es zur Aufbewahrung für die Nachwelt in den Druck gab.

\* Wie erkennt man bei Schmidt ein Zitat? Ganz einfach: Von Schmidt selbst sind einige wenige Vorkommen der Wörter »der«, »die«, »das«, »ein«, »eine«, »einer«, »eins«, »und«, »oder«, einige mehr von »1« und »&«, der Name »Alice« und das Anagramm »Elica« sowie der Name »Arno Schmidt« und dessen Anagramme.

ALLES ANDERE IST FREMDMATERIAL!

## Arno Schmidt als Germanist (Hinweise)

Im *Fouqué*, S. 475, skizziert Schmidt den Inhalt von dessen *Don Carlos* und meint dann, daraus ginge »mit Evidenz hervor, daß auch der Fouquésche Don Carlos nichts weniger als »historisch« zu nennen ist«. Dann gibt er »ganz kurz den wahren Tatbestand (nach Philipppson)«. Diesen Text von Martin Philipppson in *Ullsteins Weltgeschichte* habe ich unten angehängt.

Schmidt fährt auf S. 478 fort:

Aus dieser sachlichen Darlegung des wahren Tatbestandes mag jeder Leser selbst ablesen, was Schiller auf der einen und Fouqué auf der andern Seite nach eigenem Gutdünken verändert haben; und in der Tat haben beide den durchaus tragischen Stoff völlig unnötig entstellt – [...]

Aber stimmt das denn überhaupt? Schiller fand in seinen Quellen einen »feurigen, großen und empfindenden Jüngling« (am 27.3.1783 an Reinwald) und Fouqué schöpfte »vorzüglich aus dem Brantôme« (12.2.1821 an Rochlitz), in dessen Renaissance-Klatsch Don Carlos »der launenhafte, ungezogene, bitterwitzige aber dennoch heroische Jüngling« ist. Doch die Quellenlage änderte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts: zunächst 1829 leicht durch Ranke (Wiener Jahrbücher der Literatur, Bd. 46), stärker dann in den 1860ern durch Veröffentlichungen von Graf de Mouy (1863), Gachard (1867), deutsch Warnkönig (1864) und noch später Maurenbrecher (1876). Philipppsons Ausführungen basieren natürlich auf all diesen neuen Informationen, von denen Schiller und Fouqué beim besten Willen noch nichts wissen konnten. Schmidt hat also schlicht nicht berücksichtigt, dass auch die Geschichtsschreibung

gelegentlich durch neu aufgefundene Dokumente Fortschritte macht.

In diesem Punkt war er also wirklich einmal ein echter allermodernster Germanist! Aber das hinderte keineswegs, dass ein germanistischer Philologe ihn ausgerechnet bei der Erörterung der Frage »Ob Schmidt ein Germanist gewesen?« und ausgerechnet bei der germanistischen Analyse dieser germanistischen Passage bei Schmidt übergermanistete.

Grizeljs Ausgangsthese, »dass man Schmidt als Germanisten ernst nehmen muss« (S. 464), sollte man damit unbedingt als bestätigt ansehen.

## Die Quelle

Martin Philipppsons über Don Carlos in *Gegenreformation in Süd- und Westeuropa* in *Ullsteins Weltgeschichte* (BVZ 823), Bd. 4, *Geschichte der Neuzeit. Das religiöse Zeitalter 1500–1650*, S. 545f.:

Der am 8. Juli 1545 geborene, sogleich seiner Mutter durch den Tod beraubte Sohn des Königs, Don Carlos, war von trefflichen Männern sorgsam erzogen und unterrichtet worden, aber ohne viel Erfolg. Er wurde ein schwächlicher, unliebenswürdiger, unruhiger und geistig zurückgebliebener Knabe. Zum Jünglinge von siebzehn Jahren herangewachsen, fiel er, im Begriffe, zu einem zärtlichen Rendezvous mit einer Dienerin zu eilen, die steinerne Treppe des Palastes von Alcala hinab und verletzte sich dabei gefährlich am Hinterkopfe. Nach langwährender Todesgefahr wurde er durch den berühmten Arzt Vesalius, den Begründer der anatomischen Wissenschaft, geheilt; während er selber seine Rettung der Wunderkraft der Gebeine eines seligen Mönches Diego zugeschrieben hat. Überhaupt huldigte Carlos dem krassesten Wunder- und Aberglauben, wie seine eigenen schriftlichen Auslassungen beweisen: er war also keineswegs der Vertreter freierer religiöser Anschauungen seinem Vater gegenüber. Solches Vergehens ist er auch von seinen Widersachern nie beschuldigt worden.

Jene schwere Verletzung hat doch auf das fernere Befinden des Prinzen höchst ungünstig eingewirkt. Er blieb launenhaft, heftig, verschwenderisch, oft von förmlicher Tollwut heimgesucht, auch körperlich klein, häßlich, ja verwachsen; man hielt ihn physisch für ganz

ungeeignet zur Heirat. Die einzige Person, für die er Achtung und Zuneigung bezeugte, war seine Stiefmutter, die dritte Gemahlin Philipps, die französische Prinzessin Elisabeth von Valois, die ihn mitleidig behandelte, wenn auch das angebliche Liebesverhältnis dieser edlen – übrigens dunkelfarbigen und recht unschönen – Frau zu dem körperlich und geistig gleich elenden und verkrüppelten Knaben eine Erfindung des skandalsüchtigen Anekdotenjähgers Brantome ist. Sie kannte sehr genau die durch Naturanlage und frühzeitige Laster herbeigeführte körperliche Schwäche des Prinzen; ihre fast ununterbrochen aufeinander folgenden Schwangerschaften ließen ihr übrigens für treuwidrige Zärtlichkeiten wenig Raum.

Es gab aber am spanischen Hofe selbst eine von allen Gegnern Philipps im Auslande ermutigte Partei, die den Thronerben wider den König auszuspielen sich bemühte; und sie fand hierzu bald eine Gelegenheit. Kaiser Maximilian II. wünschte seine Tochter Anna mit dem Prinzen zu vermählen, und Carlos ging gern auf diese Absicht ein, weil er als Verheirateter größere Selbständigkeit erhoffte. Philipp aber schob den Abschluß auf wie jeden anderen Vermählungsplan seines Sohnes, den er weder körperlich noch geistig zur Begründung einer Familie für reif hielt. In der Tat beging der Prinz gerade damals die unsinnigsten Taten des Jähzorns und grundloser Grausamkeit gegen Menschen wie Tiere.

Wir müssen die Wirksamkeit jener geheimen Oppositionspartei darin erkennen, daß man dem Prinzen einredete, er müsse als Statthalter oder gar als Vizekönig nach den Niederlanden gehen, um hier größere Unabhängigkeit und die österreichische Gemahlin zu

erlangen. Als Alba zu diesem Posten ernannt war, zog er den Dolch und suchte ihn niederzustecken. Er tadelte überhaupt laut alles, was sein Vater beschloß und tat. Der Haß zwischen Vater und Sohn wurde unerträglich.

Allmählich trat dann, wie so oft bei Geisteskranken, eine anscheinende Besserung bei Carlos vorübergehend ein (1567). Sofort übertrug ihm der König einige hohe Staatsämter und vermehrte sein Jahreseinkommen bis zu der beträchtlichen Summe von 100.000 Dukaten, mindestens zwei Millionen Mark nach heutigem Geldwerte. Philipp hatte also keineswegs mit seinem Sohn endgültig gebrochen. Es war sogar davon die Rede, diesen zum römischen Könige wählen zu lassen, und Carlos lernte schon die deutsche Sprache. Leider hielt die Besserung nur wenige Wochen an. Der Unglückliche vernachlässigte nicht nur die ihm übertragenen Staatsgeschäfte sondern verfiel auch wieder in seine Gewalttätigkeiten und niederen Ausschweifungen.

Schlimmer war, daß er seinen Vater und dessen Ratgeber öffentlich angriff und verhöhnte und daß er seinen Oheim Don Juan d'Austria in mörderischer Absicht anfiel; daß er Geld sammelte, um in das Ausland zu entfliehen. Endlich gestand der Unsinnige die Absicht, seinen Vater zu ermorden, in der Beichte dem Prior von Atocha, der dies selbstverständlich dem Monarchen mitteilte. Auch von anderer Seite erhielt der König gleiche Nachricht. Darauf beschloß er, was ihm schon längst als notwendig erschienen war, seinen Sohn unschädlich zu machen, der für die Regierung eines Weltreiches und für die Fortsetzung der umfassenden weltlichen und kirchlichen Politik des katholischen Königs gänzlich unbrauchbar war. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1568 ließ er persönlich Carlos in

dessen Zimmer einschließen, indem er dem ihn heftig Beschimpfenden mit eiserner Ruhe die Worte zurief: »Nicht mehr als Vater werde ich Euch behandeln, sondern als König.« Das Urteil des Prinzen war gesprochen, seine lebenslängliche Haft, wenn auch nicht sein Tod, fest beschlossen.

Carlos aber geriet in äußerste Verzweiflung, die ihm den Entschluß des Selbstmordes einflößte. Indem er mehrere Tage lang nichts als ungeheure Mengen roher Pflaumen aß, dazu Massen von Eis- und Schneewasser trank und sich nackt auf die kalten Steinfließen des Bodens warf, richtete er seinen schwachen Körper vollends zugrunde. Philipp, der durch eine Öffnung in der Wand den Unglücklichen oftmals beobachtet hat, ohne sich ihm jemals bemerkbar zu machen, hat nichts getan, um das Vorhaben des Sohnes zu verhindern. Er hat vielmehr durch die Zurückweisung der Bitten um eine erneute Zusammenkunft die Verzweiflung des Unglücklichen noch gesteigert und dessen Entschluß, zu sterben, befestigt. Am 24. Juli 1568 ist Carlos erlöst worden. Gemordet hat ihn sein Vater nicht, aber durch Vorenthaltung jeder Freundlichkeit, jedes gütigen Zuspruches den Geisteskranken hartherzig zu jener Verzweiflung getrieben, die ihn zum Selbstmörder machte. Kein Zweifel, daß solch Ausgang dem Könige der genehmste war.

<https://archive.org/stream/weltgeschichtedi04pflu#page/545/mode/1up>

## Schmidt in der besten aller möglichen Welten mit der besten aller möglichen Bibliotheken

Im neusten »Verkenne den Schmidt« in Buchform, dem sekundär literarischen Sammelband *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, kümmert sich Ingo Irsigler unter dem Titel *Der Schriftsteller als metaphysischer Welterklärer um Das Konzept ›Leviathan‹ bei Arno Schmidt und anderen Autoren der frühen Nachkriegszeit*.

Wichtig wird dabei natürlich Thomas Hobbes' *Leviathan or the Matter, Form and Power of a Commonwealth Ecclesiastical and Civil* (1651), das »heute gemeinhin als ›Gründungsbuch der politischen Moderne‹ gilt« (S. 61). Er spricht von einer offensichtlichen Übernahme von Passagen durch Schmidt (S. 67) und behauptet, dass »Hobbes' Staatstheorie für den Schmidt-Text als wichtige Referenz« sich erweise (S. 72).

Den Nachweis, dass Schmidt das Buch auch gelesen hat, erbringt er allerdings nicht. Die Parallelisierung von Konzepten bei Hobbes und bei Schmidt bewerkstelligt er ähnlich der berühmt-berüchtigten Mondgesichter-Methode der Germanisten:

Erst fixieren sie intensiv das Ziel (hier »Hobbes bei Schmidt«) und machen sich dann ein Bild von Schmidt:

Punkt, Punkt, Komma, Strich,  
fertig ist das Mondgesicht!

Dann fixieren sie erneut intensiv das Ziel (hier »Hobbes bei Schmidt«) und machen sich nun ein Bild von Hobbes:

Punkt, Punkt, Komma, Strich,  
fertig ist das Mondgesicht!

Ja sieh mal einer kuck! Wie sich diese Bilder gleichen!!!

Und eine solche Ähnlichkeit zwischen seinen Mondgesichtern ist auch Ingo Irsigler hier aufgefallen.

Hobbes wird von Arno Schmidt im Zusammenhang mit seinem *Leviathan* nur einmal genannt, und zwar in der pampigen Antwort vom 22.V.50 auf Hermann Hesses Rezension (*Briefwechsel mit Kollegen*, BA B/5, S. 55):

Statt »HIOB« wäre besser »HOBBS« zitiert worden; eine biblische Autorität genügt.

Belastbare Beweise für eine Lektüre von Hobbes' *Leviathan* durch Schmidt hat bisher allerdings noch niemand gefunden. Hobbes wird aber oft von Schopenhauer erwähnt und zitiert, und dessen Werk stand Schmidt damals fast ganz zur Verfügung (BVZ 747), weil die Bände zu den wenigen gehörten, die sich aus seiner schlesischen Bibliothek erhalten hatten.

Über Gottfried Wilhelm Leibniz' Theorie von der »besten aller möglichen Welten« (S. 70) wusste Schmidt alles Notwendige (und besonders das Ablehnende) ebenfalls von Schopenhauer, gelesen hatte er die *Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal* (1710) selbst nicht.

Auch »intertextuelle Bezüge zu ›Candide‹ und ›Belphegor‹« (S. 74) will Irsigler gefunden haben.

Voltaires *Candide* kannte Schmidt wohl schon, ein Exemplar besaß er jedoch erst (wieder?) ab 1954 (BVZ 656.2), was sich auch in den Erwähnungen im Werk widerspiegelt. Das »Écrasez l'infâme!« im *Leviathan*, BA 1/1, S. 50, hatte Schmidt aus *Ullsteins Weltgeschichte*, Bd. 5, S. 345: <https://archive.org/stream/weltgeschichtedi05pflu/page/345/mode/1up>

Wezels *Belphegor* hat Schmidt frühesten 6 Jahre später auf Empfehlung Vehses kennengelernt, in welcher Ausgabe ist nicht bekannt. In *Die Umsiedler*, BA 1/1, S. 263 schreibt Schmidt 1952 Wetzel bei der ersten Erwähnung im Werk noch mit »tz«.

Er besaß den Text der Erstausgabe von 1776 in der Fassung der Haidnischen Alterthümer erst ab 1978, und regte sich fürchterlich darüber auf, dass Lenz Prütting ihn ausgerechnet darin anhand seines *Leviathan* zum »frommen Atheisten« verunstaltete (*Postauto*, S. 271, s.u.), wie nichtforschende, rein reflektierende Germanisten das ja auch heute noch gern tun.

Irsigler argumentiert jedenfalls weit an Arno Schmidts bücherarmen Lage in jener Zeit des allgemeinen Mangels vorbei.

Anders, Begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen,  
Malt sich in diesem Kopf die Welt – und ihre Geschichte.

was bilden sich diese Kerle, die German- und sonstigen-isten denn eigentlich ein? Diesen pseudowissenschaftlichen Schwätzern – ich seh's grade wieder in großem Stil an den dünnen und steif-geschwätzigen ›Nachworten‹ der 2001-Serie! – ist immer wieder zu bedeuten, daß sie von Literatur und wie es im Gehirn selbst eines kleineren Poeten zu schalten pflegt keine Ahnung haben! (Denken Sie einmal daran, wie SIGMUND FREUD extra 2 Arbeiten geschrieben hat : eine gegen die Ärzte, (um zu verhindern; daß die Psychoanalyse in Medizinerhände fiel). Und eine zweite gegen die Theologen, zum selben Zweck; (denn die hatten doch tatsächlich schon angefangen, daß sie mit ihrer ›Beichte‹ ja eigentlich längst die PsiA vorweggenommen hätten!)). Also diesen Akademikern kann man seine Verachtung gar nicht oft & deutlich genug bezeigen ! –

## Hinweise

Den einen zutreffenden Bezug zu Hobbes' *Leviathan* musste auch Irsigler finden, nämlich dass

sein Modell vielfach als Ausgangspunkt einer Entwicklung verstanden wurde, die in totalitären, faschistischen Systemen wie dem Nationalsozialismus endete und die Welt [...] an den Rand des Abgrunds gebracht hat.

Dazu brauchte Schmidt das Buch aber nicht zu lesen, das konnte er auch aus der Einleitung des 5. Bandes von *Ullsteins Weltgeschichte* und seinen Erfahrungen folgern:

Der Engländer Hobbes stellte zur Zeit Ludwigs XIV. die Theorie auf, daß alle Menschenkultur aus zwei Trieben heraus entstehe, Ehrbegier und Eigennutz. Das staatliche Regiment sei eine Schöpfung des Selbsterhaltungstriebes, der zu politischen Verbänden dränge. In einem solchen werde die Herrschermacht am wirksamsten in einer Person verkörpert, deren Machtsphäre unbegrenzt sei, und der keine Verpflichtung obliege, als das Glück der Bürger nach ihrer Anschauung zu fördern.

<https://archive.org/stream/weltgeschichtedi05pflu#page/n19/mode/1up>

Als eine solche Person ließ Hitler sich ja von der Nazi-Propaganda feiern.

Wie in den frühen Nachkriegsjahren Schmidts Büchersammlung aussah, hat Susanne Fischer im *Zettelkasten* 29 anhand der frühen Tagebücher Alice Schmidts nachgezeichnet: Das Leben im Cordinger Mühlenhof war ärmlich und Arno Schmidt stand »abseits jeder Bibliothek nur eine geringe Auswahl von Büchern zur Verfügung« (S. 18). Er musste fast vollständig mit den wenigen Büchern zurecht-

kommen, die sich aus seiner schlesischen Bibliothek erhalten hatten oder anderweitig den Weg zu ihm »fanden«. Welche das waren, lässt sich zum großen Teil durch Auswertung von Hinweisen in Werken & Tagebüchern und natürlich mithilfe des kommentierten Verzeichnisses seiner Bücher (BVZ) eruieren:

[https://arno-schmidt-stiftung.de/content/Archiv/Bibliotheksverzeichnis/BVZ\\_2003\\_09.pdf](https://arno-schmidt-stiftung.de/content/Archiv/Bibliotheksverzeichnis/BVZ_2003_09.pdf)

Vielen Schmidt-Lesern, und hier vor allem Germanisten, ist die Existenz dieser kostenlosen, reichhaltigen Informationsquelle völlig unbekannt. Für *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert* wurde sie kaum von der Hälfte der Beiträger genutzt.

Überprüft man im BVZ die Werke, die im *Leviathan* erwähnt werden, oder aus denen bereits Zitate nachgewiesen worden sind, erhält man die folgende Liste (BVZ-Nr., Kurztitel, Erwerb) von Büchern, die er damals tatsächlich alle besaß und verwenden konnte:

189.2: Goethe, *Faust*, 4.IV.1931

237: Klopstock, *Sämmtliche Werke*, 18 in 9 Bänden,  
»gerettet aus meiner 1. schlesischen Bibliothek«

242: Kügelgen, *Jugenderinnerungen*, 1943 auf Heimaturlaub

328.1: Wieland, *Sämmtliche Werke*, 36 in 18 Bänden,  
24.VII.1932

388.2: Hesse, *Der Steppenwolf*, noch aus Schlesien

575: Poe, *The Works*, 4 Bände, 1938 aus London

661: Gjellerup, *Der Pilger Kamanita*, erschienen 1918

726: Brucker, *Kurtze Fragen*, 8 Bände, noch aus Schlesien

747.1/2: Schopenhauer, *Sämmtliche Werke*, nur 5 Bände von 6, fehlender Band ersetzt durch den 4. Band des handschriftlichen Nachlasses, noch aus Schlesien

823: *Ullsteins Weltgeschichte*, 4 Bände von 7, 1928

1047: *Strand Magazine*, May 1945, aus der Kriegsgefangenschaft

und zusätzlich stand ihm ev. noch eine 4-bändige, von der Nachbarin entlehene Goethe-Ausgabe zur Verfügung.

Soweit ich mich an meine Recherchen zu dem Thema erinnere, ist darin auch alles enthalten, was Schmidt in der Zeit vom Juni bis Oktober 1946 für die Entwicklung seiner Leviathan-Theorie und ihre historisch-philosophische Vorgeschichte brauchte.

Da saßen also anno 14 im Gedenken an Arno Schmidts 100. Geburtstag im Goethe-Nationalmuseum in Weimar die besten aller möglichen Germanisten am heimeligen Stammtisch beisammen und hörten Dr. Ingo Irsigler vom Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel Schmidts Nachkriegsdasein als im Überfluss schwelgender Bücherwurm preisen.

Prof. Dr. Hans-Edwin Friedrich vom Institut für Neuere Deutsche Literatur & Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel fand schön, in »what a wonderful world« Schmidt doch schon so früh die Freuden einer reichhaltigen Bibliothek genießen konnte, und gab den Aufsatz deshalb freudig-mitfühlend zur Aufbewahrung für die Nachwelt in den Druck.

## **Eine ganz neue Auffassung von »Voraussetzungsloser Wissenschaft«**

Im neusten »Verkenne den Schmidt« in Buchform, dem sekundär literarischen Sammelband *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, schreibt Sabine Kyora über Schmidts Ansicht, »wie aus BROCKES=&=SCHNABEL=zusammen, etwas Gutes hätte entstehen können« (AmG 82). Angekündigt wird im Untertitel gar *Arno Schmidts Verarbeitung der Literatur der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts*; was allerdings reichlich übertrieben ist, denn außer auf die Genannten wird nur noch mit wenigen unverbindlichen Sätzen auf Johann Christian Günther eingegangen.

Zur Bearbeitung eines solchen Themas wäre die wichtigste Voraussetzung, dass man sich kundig macht, welche Werke dieser Autoren Schmidt kannte und wo & wie er sie verwendete. Also etwa im Umfang der Art von Übersicht, wie ich sie in der ASML am 7.11.14 unter dem Titel »Wunderliche Data« für Schnabel geliefert habe. Für Brockes habe ich ein wenig Vorarbeit geleistet am 20.2.09 in »Welche Verdienste um Sprache und Fixierung von Naturbildern!« und am 22.9.15 in »Den muß ich kriegen!« (Günther kommt bei Schmidt nur »anthologisch gepflückt« vor.)

Zitatnachweise für Brockes habe ich allerdings noch nicht geliefert, denn die sog. Schmidt-Forschung hat bis heute noch nicht einmal festgestellt, was Schmidt aus seinem umfangreichen Werk – den 9 Bänden des *Irdischen Vergnügens*, den übersetzten *Jahreszeiten des Herrn Thomson* und dem verdeutschten *Bethlehemischer Kinder-Mord des Ritters Marino* – überhaupt kannte und zitierte. Schmidt besaß selbst nur den Band 3 des *Irdischen Vergnügens* und Hagedorns Auszug, allerdings erst ab

1957 bzw. 1965, also lange nach Essay und Dialog *Nichts ist mir zu klein* über Brockes von 1955.

[Eine spätere Sichtung ergab: Zitiert werden im Werk alle Bände außer 5 und 9; inwieweit Zitate ev. aus Hagedorns Auszug stammen, konnte ich dabei aus Zeitgründen nicht eruieren.]

Und auch Sabine Kyora hat sich nicht um Art und Umfang seiner Lektüre gekümmert. Von einem Kundigmachen kann bei Ihrem Beitrag nicht im Entferntesten die Rede sein: Es gibt keine Nachweise von Zitaten, ja nicht einmal Hinweise darauf, dass sie die verarzteten Werke überhaupt gelesen hat, weder die von Schnabel noch die von Brockes noch die von Günther! Und auch Schmidts Werk hat sie nur auf (Achtung, Germanistismus:) »markierte intertextuelle Verweise« untersucht, oder wie »us regular folks« das nennen: die *Namen* der Autoren. Zu Brockes hat sie dabei in Erfahrung gebracht, ihm werde pflichtschuldig, aber eher en passant, die Referenz [!] erwiesen. (S. 103)

Unmarkierte intertextuelle Verweise, a.k.a. Zitate *ohne* Namen, hat sie so natürlich nicht finden können, weder Brockes' »Höben sich die Augenlider ...« in *Atheist?: Allerdings!* noch sein »in feuchter Fäulniß weichem Wust« in *Kaff*, das »Experten« für Schmidts Sprachstil sowieso für eines seiner schärfsten Wortkonzentrate halten:

<https://books.google.de/books?id=w0EIAAAAMAAJ&q=%22in+feuchter+Fäulniß+weichem+Wust%22>

Schließlich ist sie dann in *Schwänze*, BA 1/3, S. 328, auch auf Chr. M. Stadions »Frage: Plagiat von Brockes?!« gestoßen, wozu ihr durch den Kopf schießt:

Brockes' Name fällt auch hier also im Kontext eines Naturgedichts, das der Ich-Erzähler allerdings in die

»Avantgarde«-Tradition einordnet und das eher wie eine August-Stramm-Karikatur klingt.

Hier demonstriert sie eine der vornehmsten Interpretationsmethoden der modernen Germanistik: das RATEN. Erst neulich (1.9.15) hatte ich darauf hingewiesen, wie Prof. Dr. Ralf Simon, Ordinarius Neuere Deutsche Literaturwissenschaft am Deutschen Seminar der Universität Basel, sich an der Erzählung abgearbeitet und für die Stelle die »Interpretations«- Variante »Expressionismus-Plagiat (August Stramm)« geliefert hatte.

Immer dasselbe: bei dem Zündwort »Expressionismus« drängt sich ihnen eine vage Erinnerung daran auf, dass Schmidt doch irgendeinen Expressionisten gut fand – wer war's noch?, ich hab's gleich! – und zack, ist der erste beste, welcher der Germanistin/dem Germanisten einfällt, irgendwie (sie wissen selbst nicht so genau wie) für die Stelle verantwortlich.

Das scheint sich zu einer Epidemie auszuwachsen. Dabei steht Schmidts Vorlage für J. B. Lindemanns »expressionistisches« Oken-Plagiat *Ländlicher Spaziergang* im Werk! Ich habe die Passage unten angehängt. Wenn Germanisten schon diese kurze Erzählung, eine von Schmidts einfacheren, nicht in den Griff bekommen, was dann?

*Schwänze* ist auf diese Weise zum Spiegeltest geworden, an dem die Germanisten beharrlich scheitern: Menschen und andere Primaten, auch Delfine, erkennen sich selbst im Spiegel; wenn Schmidt jedoch den Germanisten ihr Spiegelbild in Gestalt einer völlig ahnungslosen, auf den Gebieten Kunst und Künstlertum (aber auch sonst) jungfräulichen Germanistin, dem Fräulein Brigitta von Kriegk, vorhält, merken sie – nichts. Und wer diese Geschichte nicht versteht, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen.

Abschließend kann ich von Kyoras Beitrag vermelden, dass es sich um oberflächliches, frei erfundenes Groß-Blabla handelt, das nirgends auf etwas beruht, was man auch nur entfernt Forschung nennen könnte. Auch was der Hinweis, »wie aus BROCKES=&= SCHNABEL=zusammen, etwas Gutes hätte entstehen können«, für Schmidt selbst und seine Prosapraxis bedeutet haben mag, bleibt natürlich ungeklärt.

Hier noch das Parodiestück germanistischen Rumgeires zur Verschleierung der fehlenden Sachkenntnis im Finale S. 113:

Brockes' Garten und Schnabels Insel lassen sich also innerhalb der Schmidt'schen Raumkonzeption als Heterotypien lesen, der Garten schon in den Juvenilia, die Insel Felsenburg seit *Brand's Haide*. Im Konzept der Heterotopie verbinden diese Räume utopische oder phantastische Elemente mit »realistischen«. Hätte diese Kombination »aus Brockes und Schnabel zusammen« entstehen können, wenn die deutsche Literaturgeschichte nach ihnen anders verlaufen wäre? Wer weiß – jedenfalls lassen sich Garten wie Insel als Teil des Schmidtschen Raumkonzept beschreiben, das aus ihnen andere, aber der Realität zugehörige Räume macht.

Ja, wer weiß!? Aber es gibt keine noch so große Ahnungslosigkeit, die man nicht mit ein wenig poststrukturalistischem Geschwafel übertünchen könnte.

Sie sehen, was es alles in der Sekundärliteratur gibt!

Da saßen also anno 14 im Gedenken an Arno Schmidts 100. Geburtstag im Goethe-Nationalmuseum in Weimar viele unserer ersten Germanisten in einem angenehmen Zustand zwischen Schlaf und Wachen beisammen und

erfreuten sich an den ganz ohne irgendeine Anstrengung zur Erlangung der notwendigen Voraussetzungen auskommenden Ausführungen von Prof. Dr. Sabine Kyora vom Institut für Germanistik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Prof. Dr. Hans-Edwin Friedrich vom Institut für Neuere Deutsche Literatur & Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel genoss diese zu noch schnelleren Nichtforschungs-Ergebnissen zu kommen versprechende neue Auffassung von »Voraussetzungsloser Wissenschaft« und gab sie zur Aufbewahrung für die Nachwelt und als Anregung für kommende Generationen von Germanistikstudenten in den Druck.

## »Sie sehen, was es alles in der Literatur gibt!«

Die Vorlage für J. B. Lindemanns »expressionistisches« Oken-Plagiat *Ländlicher Spaziergang* (*Schwänze*, BA 1/3, S. 327ff.) beschreibt Schmidt genüsslich selbst in *Die Meisterdiebe* vom Februar 1957, BA 2/1, S. 356ff.:

A. (*achselzuckend*): Zweifellos. – Aber der Fall ist immerhin harmlos, verglichen mit dem eines berühmten Expressionisten, den ich erst neulich wieder in Soergels berühmter Zusammenstellung ertappte. Ich will seinen Namen nicht nennen : denn vielleicht lebt er noch – er wird sein Gedicht schon erkennen, falls er unser Gespräch hören sollte! – da heißt es unter der Überschrift <Goethe> ..... :

Zitat (*feierlich=Kabbalistisch*):

Namen leeren Zitterwellen  
Wimmel scharen allen Sitz  
Flügel flattern schlagen  
Milde blitzen  
Augen schlingen  
Ketten kreisen  
Krumme schelmen  
Angst weiß Hals  
Wölben inseln flüstern inseln  
Säusel schweben wurzelauf :  
Ure menschen kraft.

B.: Also im reinsten, hyper=unverständlichen, Karfunkelstil.

A.: Scheinbar ja. Und endet mit

»Ure menschen kraft« :

»Ure« : wie geheimnisvoll auerochsig wird einem da nicht zumute! Nur – : darf man nicht den zweiten Teil des <Faust> aufschlagen; genauer gesagt, die <He-

lena»; *noch* genauer : *die* Stelle, wo der Chor sich in die Elemente auflöst : da nämlich beginnt das erste Viertel der reizend=bewußtlosen Mädchen also seinen wundervoll= weitrhythmigen Naturgesang :

»Wir, in dieser tausend Äste, Flüsterzittern,  
*Säuselschweben*, / reizen Tändelnd, locken leise,  
*wurzelauf* des Lebens Quellen ....« :

Stellen Sie die betonten Worte nebeneinander – und Sie haben *sogleich=wörtlich* das pikant=expressionistische :

»Säusel schweben wurzelauf«!! –

Genau so heißt es von den «Kranichen des Ibykus» bei Goethe : in einem einzigen, wild geprägten, strotzenden Super-Wort :

»*Flügelflatterschlagen*«

Das hat Franz Richard Behrens – oh : jetzt ist mir der Name doch entwischt! – einfach auseinander genommen zu seinem :

»Flügel flattern schlagen« –

und so geht es weiter; Zeile für Zeile hat der «Ganef» einfach jedes fünfte oder sechste Goethewort nebeneinandergestellt! *Das* ist nun – meines geringen Erachtens – allerdings der Gipfel an Plagiatoren-unverfrorenheit : wenn Einer, derart nackt und täppisch, sogar *Goethe in seinem bekanntesten Werke* bestiehlt. Und so edel=unverschämt, daß selbst der das Stück ausführlich kommentierende Soergel die Provenienz des Produktes nicht erwittert hat : *Wörtlich geklaut und doch bisher straflos durchgerutscht!* : Sie sehen, was es alles in der Literatur gibt!

**»Es hat schon mehr als nur den Anschein« ...  
»ohne davon eigens ein Aufhebens zu machen«**

Im neusten »Verkenne den Schmidt« in Buchform, dem sekundär literarischen Sammelband *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, ventiliert Klaus Manger unter dem Titel *Intellektuelle Poesie* (nach BA 2/1, S. 278) seine Ansichten zu *Arno Schmidt über Wieland*, und hier besonders zum Funkdialog *Wieland oder die Prosaformen*.

Mangers Aufsätzchen veranlasste mich schon nach dem ersten Überfliegen dazu darauf hinzuweisen, wie Schmidt in *Wieland oder die Prosaformen*, BA 2/1, S. 299 dem am 20.1.1813 mit 79 Jahren gestorbenen Wieland eine lebensverlängernde Maßnahme spendierte, sodass er 80 Jahre alt werden und damit Ende 1813 den jungen Schopenhauer in Gesellschaft empfehlen konnte:

»Laßt mir *den ungehudelt*« riet er: »*Der wächst uns noch einmal allen über den Kopf!*«

Arthur Schopenhauer traf Wieland vor seinem Studium 1809 mit 21 Jahren als Begleiter seiner Mama Johanna. Er begann im selben Jahr ein Studium der Medizin, wechselte jedoch 1810 zur Philosophie. In den Osterferien 1811 macht er einen Besuch in Weimar, wo ihn Wieland zu sich rufen ließ. Auf dessen Bemerkung, »die Philosophie sei doch kein solides Fach«, erwidert Schopenhauer: »Das Leben ist eine mißliche Sache: ich habe mir vorgesetzt es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken.« Im weiteren Verlauf des Gesprächs meinte Wieland dann: »Ja, es scheint mir nun selbst, Sie haben das Rechte erwählt, junger Mann; ich verstehe jetzt Ihre Natur, bleiben Sie bei der Philosophie.« Das war die letzte Begegnung mit Wieland, der kurz darauf mit Schopenhauers Mutter

sprach und ihr prophezeite: »Aus dem wird noch einmal etwas Großes werden.«

Schopenhauer schloss das Studium am 2. Oktober 1813 in Jena mit dem Doktor ab; anschließend gab er seine Dissertation *Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* in den Druck und kam dann Anfang November wieder nach Weimar. Vorher hätte ihn dort wohl kaum jemand wegen seiner »in statu nascendi« befindlichen Philosophie loben können.

Die angebliche »Entdeckung« Schopenhauers durch Wieland hatte Schmidt tatsächlich von Goethe, einem der ersten Leser von Schopenhauers Werk, aus dessen Gesprächen Ende 1813 übernommen. Das Ereignis spielte sich so ab (nach der Reclam-Ausgabe, Bd. 6, S.185f.):

Eine weitere gleichzeitige mündliche Äußerung Goethe's über Schopenhauer ist aufbehalten: als sich bei einer Gesellschaft einige junge Damen über den »in mürrischer Absonderung in der Fensternische stehenden« Schopenhauer moquirten, rief ihnen der eintretende Goethe, als er erfahren, über wen sie sich lustig machten, die Worte zu: »Kinderchen, laßt mir Den dort in Ruhe, der wächst uns noch einmal Allen über den Kopf.« (»Arthur Schopenhauer. Drei Vorlesungen von Dr. Hermann Frommann«. Jena. S. 5). Nichts davon hat der Wieland-Experte Klaus Manger, auch Mitarbeiter der Forschungsplattform zu Goethes (auto-)biographischen Zeugnissen, bemerkt, ja er spricht S. 149 sogar von dem »Leben des 16- bis 80-Jährigen« Wieland! Und gerade das Herausfinden von Goethe als Urheber des Schopenhauer-Lobs ist schon seit Jahren kinderleicht, denn spätestens bei der zweiten Google-Suchanfrage nach einem größeren Teil des Zitats be-

kommt man die Information frei Haus geliefert und gratis serviert:

<https://www.google.de/search?q=%22Der+w%C3%A4chst+uns+noch+einmal+allen+%C3%BCber+den+Kopf%22&tbm=bks>

Da ist es natürlich unmöglich, Mangers weitere Ausführungen ungeprüft zu lassen. Und die erweisen sich leider auch als nicht viel besser. Einige Beispiele:

Von der Existenz des Verzeichnisses der Bibliothek Arno Schmidts scheint auch er nichts zu wissen, denn S. 147 kurzschlussfolgert er recherchefrei:

einer der längsten Textauszüge [...], den Schmidt hier aus dem »Werk von 54 Bänden« aushebt. Er benutzte folglich die Gruber'sche Ausgabe, die postum von 1818 bis 1823 erschienen und von der Autorbiographie des Herausgebers ergänzt ist

Mir ist überhaupt kein Grund dafür bekannt, dass Schmidt eine andere als seine Göschen-Ausgabe der *Sämtlichen Werke* (1853–1858), die sich noch aus Schlesien erhalten hatte, verwendet haben sollte (BVZ 328.1). Die 54-bändige Ausgabe nennt Schmidt lediglich, weil er daraus Grubers *Wielands Leben* verwendete – und weil »54 Bände« sich deutlich besser anhört als das lumpige »36 in 18« seiner Ausgabe. (Die heutzutage so leicht kostenlos für jedermann erreichbar ist!)

S. 148 schreibt Manger:

Der nervöse Intellektuelle, also Wieland, erscheint ihm zappelig im Kaffeerausch. Deshalb kommt Arno Schmidt – so mein zweites Beispiel – zu dem unhaltbaren Befund: »Alkohol trank er nie.« Das war eine grobe Fehleinschätzung. Eine systematische Auswertung – die z.B. in Starnes' Chronik Wielands Bestellungen und die Rechnungen der Weinhandlung der Ge-

brüder Ramann in Erfurt untersuchte – spräche eine andere Sprache und vermöchte die bei Xenophon von Sokrates erwähnten kleinen, dafür desto fleißiger betauten Becher durchaus zu bestätigen.

Es ist schön, dass Manger mit Starnes *heute* sagen kann, dass Wieland einem Gläschen Wein nicht abgeneigt war, für Schmidt stellte sich die Situation jedoch anders dar, denn bei Gruber fand er Selbstaussagen wie:

Ich bin ein großer Wassertrinker und ein geborner Feind des Bakchus. Bin ich also nicht recht unparteiisch, wenn ich sage, daß mir die Gedanken in Klopstocks Ode, von denen ich so gar keine Erfahrung habe, gefallen? Ich glaube in der That, und ich traue der Menge der Zeugen, die es sagen, daß ein mäßiger Gebrauch des Weines bei gewissen Personen diese Wirkung hat, indem er die Säfte etwas hurtiger laufen macht, ohne heftige Aufbrausungen zu verursachen. Nach der Harmonie zwischen Leib und Seele empfindet dann auch die Seele zärtlicher und feiner, der Wein wirkt alsdann Gedanken.

---

Ich bin ein Wassertrinker und ein geborner Feind großer und munterer Gesellschaften. –

[https://books.google.de/books?id=TJIWAQAAMAAJ  
&pg=PA143&dq=%22ein+geborner+Feind%22](https://books.google.de/books?id=TJIWAQAAMAAJ&pg=PA143&dq=%22ein+geborner+Feind%22)  
oder

Ich bitte Sie und Herrn Bodmer, keine zu gute Idee von mir zu fassen. Ich bin fast furchtsam, zu Ihnen zu kommen. Das, was ich, außer der innern Beschaffenheit der Seele, im Aeußern mit Bodmer ähnlich habe, ist, daß ich Wasser (kein Bier und keinen Wein!) trinke, allen großen Gesellschaften von Herzen Feind bin, und wo ich darein gezwungen werde, wegen

meiner Stille für einen Pedanten oder Leutescheuen gehalten werde; ...

<https://books.google.de/books?id=E8U9AAAAYAAJ&pg=PA146&dq=%22da%C3%9F+ich+Wasser%22>  
oder

Sie werden aber wohl thun, einige Flaschen guten Wein anzuschaffen, denn ich bin ein großer Liebhaber der *Sokratischen thauenden* [und er meinte *wirklich* kleinen] *Becher*; ich trinke nur sehr wenig Wein.

<https://books.google.de/books?id=E8U9AAAAYAAJ&pg=PA255&dq=%22einige+Flaschen+guten+Wein%22>

Gruber erwähnt (wie Manger) auch eine größere Weinlieferung, allerdings erfolgte die aus guten Gründen und ohne Wielands Zutun:

Als ihm, seiner Gesundheit wegen, der Genuß von Portwein war angerathen worden, erhielt er eine Sendung von Bremen, von welcher er erst späterhin erfuhr, daß sie von *Gösch* gekommen sey.

<https://books.google.de/books?id=YbY9AAAAYAAJ&pg=PA124&dq=%22der+Genu%C3%9F+von+Portwein%22>

Schmidts Aussage entspricht also der Quellenlage, wie soll das »eine grobe Fehleinschätzung« gewesen sein? Auf S. 152 liefert Manger noch so ein Starnes-Beispiel, wo Schmidt sich lediglich an seine Quellen hält. Ein Hinweis auf Starnes *ohne* den gleichzeitigen auf die Quelle Schmidts ist in diesen und ähnlichen Fällen heutigen Besserwissens völlig nutzlos: Nie ist bei Mangers Darstellung zu erkennen, ob Schmidt Recht hat ... oder ob er die Quellen im Sinne seiner Vorstellungen umbiegt ... oder ob er Tatsachen verschweigt und erfindet – was ja vorgekommen sein soll ...

S. 150 behauptet Manger: »Um Lessing hat Schmidt einen Bogen gemacht.« Die Zielstrebigkeit, mit der Arno Schmidt sich 1957 eine bessere, umfangreichere Lessing-Ausgabe besorgte (BVZ 252.1) als zuvor besessen, widerspricht dem ebenso, wie über 230 Erwähnungen und eine doch recht ordentliche Reihe von Lessing-Zitaten in Schmidts Werken, Dialogen, Essays und Briefen: StH, Kaf, CüS, ZT4, ZT6, ZT8, SdA, dGFW, dKlp, dMas, dBOD, eWzb, eHdG, eUD1, fDSe, fHol. (Zum Vergleich: Wieland wird außerhalb des Radio-Essays und der *Dichtergespräche* 260 Mal erwähnt, s.u.) Für Lessing reiste Schmidt sogar und brachte Anregungen für mehrere Ländliche Erzählungen mit nach Hause, s. das Fragment *Lessing in Wilsede*, BA S/1, S. 129.

Am Ende (S. 158) schreibt Manger als Fazit:

In seiner zweiten Zeitschrift, dem *Attischen Museum*, hat sich Wieland mit Xenophons *Symposion* als »Muster einer dialogisierten dramatischen Erzählung« auseinander gesetzt und darin parallel zum *Aristipp*-Roman dessen Poetik in nuce entwickelt. Es hat schon mehr als nur den Anschein, dass Arno Schmidt, ohne davon eigens ein Aufhebens zu machen, diesen kleinen Aufsatz besonders aufmerksam gelesen hat, weil er sein Nachtprogramm *Wieland oder die Prosaformen* wie die Nachtprogramme insgesamt – genauso wie schon sein Vorbild Wieland den Roman – in die Kunstform des Gesprächs münden lässt. Deshalb sei zum Schluss festgehalten: Wielands Gesprächspoetik gibt sich als Kanon auch des Arno Schmidt'schen Erzählens zu erkennen und bildet selbst für seine Nachtprogramme den Maßstab.

So etwas als Ertrag von Forschung wäre schon eine rechte Bereicherung der Schmidt-Kenntnisse, tatsächlich gibt

es jedoch überhaupt kein Indiz dafür, dass Schmidt Wielands *Versuch über das Xenofontische Gastmahl als Muster einer dialogisierten dramatischen Erzählung betrachtet* gekannt hätte, ja es gibt bis auf *Der Geist Shakespears* (Faksimile BVZ 328.4) überhaupt keine Anzeichen, dass Schmidt sich ausdrücklich mit Wielands Zeitschriften-Arbeiten befasst hätte. (Einiges ist natürlich in seiner Wieland-Ausgabe enthalten.)

Dasselbe gilt – und auch dies unerwähnt zu lassen ist ein großes Manko von Mangers Schilderung – fast im gleichen Maße für Wielands Übersetzungen, die Schmidt erstaunlich weitreichend ignoriert hat: Lediglich Ciceros Briefe und wenige ausgewählte Werke von Lukian befinden sich in Wielands Übersetzung in seiner Bibliothek. Es fehlen Aristophanes, Euripides, Horaz, der größte Teil des Lukian, Shakespeare und Xenophon, also fast alles. Das ist doch auch eine wichtige Aussage Schmidts über Wieland – wie auch immer man sie interpretieren mag.

Klaus Mangers Beitrag ist kein wissenschaftlicher Aufsatz sondern forschungsloses Geplauder: ein Gebilde zusammengesetzt aus auf die Schnelle angelesenen Aufsätzen zum Thema und ergänzt um die eine oder andere Antwort auf Nachfragen bei Bekannten; einzig gut als Beispiel dafür, wie sehr Germanisten an der Aufgabe scheitern, sich auf fremden Gebieten (wie Schmidt, seine Werke, seine Bibliothek, seine Arbeitsweise und solche Kleinigkeiten) kundig zu machen.

Da saßen also anno 14 im Gedenken an Arno Schmidts 100. Geburtstag im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar einige unserer besten Germanisten in einem trauten Zirkel behaglich beisammen und schenkten wohlwollend nickend bei Kaffee und Kuchen dem munteren Geplauder

des Wieland-Fans Prof. Dr. phil. Klaus Manger, em. Professor für Neuere deutsche Literatur an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Präsident der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Gehör.

Prof. Dr. Hans-Edwin Friedrich vom Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel reichte Mangers Ruf als Wieland-Experte als Garant für die Qualität des Aufsätzleins, folglich gab er es unbekümmert zur Aufbewahrung für die Nachwelt in den Druck.

Eine Besonderheit im Verhältnis Schmidt/Wieland ist noch wenig untersucht: Unter BVZ 328.2 ist eine Doublette der ersten beiden Bände der Göschen'schen Wieland-Ausgabe mit *Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva* verzeichnet, bei der Schmidt auf dem Innendeckel notierte:

Dieses Buch habe ich fast den ganzen Krieg hindurch – (z.B. im Elsaß, in Norwegen) – bei mir gehabt. Arno Schmidt.

Er hatte es demnach also von Anfang 1941 bis Frühjahr 1945 in seinem Tornister.

Bei dem wenigen Lesestoff, den Schmidt in dieser Zeit hatte, ist es vollkommen verwunderlich, dass der *Don Sylvio* in den während dieser Zeit entstandenen sog. »Juvenilia« zwar erwähnt wird, aber mit keinem einzigen Zitat vertreten ist. Und das, wo selbst Lektüre auf den kurzen Heimaturlauben sich im Werk niedergeschlagen hat. (Sonst aber ist an vielen Stellen im Nachkriegswerk und selbst in den Briefen Schmidts eine gute Vertrautheit mit dem *Don Sylvio* festzustellen.)

Äußerst merkwürdig und mir völlig unerklärlich!

Hier wäre es durchaus nützlich, wenn ein Kenner des *Don Sylvio* und Wielands die Werke aus jener Zeit einmal auf andere Einflüsse oder nichtwörtliche Übereinstimmungen abklopfte; oder darauf, welchen Grund Schmidt sonst für seine Mitteilung gehabt haben könnte. Etwa ob er sie nur als Hinweis auf eine gewisse Desillusionierung in jener Zeit verstanden haben wollte? (Vgl. »WIELAND'S ›Dän Sylvio‹«, ZT8, S. 1365.) Oder ob sie mit Wielands Erkenntnis zu tun hat, dass es Dinge gibt »die bloß in unserm Gehirn existiren«, »insofern wir uns einbilden, daß sie seyen«, einer wichtigen Grundlage der damals entste-

henden Vorstellung Schmidts vom Musivischen Dasein.  
Oder ob ..., oder ob ...

Aber wollte Glitta, das machte nicht Klaus Manger, jedenfalls nicht auf einem solchen Kenntnisstand. Die hehre Göttin wird aber wohl wieder einmal nur ihre eigenen Interessen verfolgen, daher wollen wir zusätzlich mit Wieland flehen:

Da sey Gott vor und unsre liebe Frau von  
Guadaloupe!\*

\* Die Zahl der Varianten allein in dieser Zeile aus dem *Don Sylvio* in den unterschiedlichen Ausgaben demonstriert erneut anschaulich die Bedeutung der Verwendung *exakt* der in Schmidts Bibliothek befindlichen Ausgaben:

<https://www.google.de/search?q=%22Gott+vor+und+unsre%22&tbm=bks>

Die Wieland-Ausgabe (BVZ 328.1) gibt es gesammelt hier:

[http://www.gasl.org/wordpress/?page\\_id=102](http://www.gasl.org/wordpress/?page_id=102)

Grubers *C. M. Wielands Leben* hier:

[http://www.gasl.org/wordpress/?page\\_id=100](http://www.gasl.org/wordpress/?page_id=100)

Alle Bände gibt es einzeln auch bei Google, teils sogar mit halbwegs brauchbarem OCR-Text.

Im Zentralen Verzeichnis Digitaler Drucke finden Sie unter

<https://www.zvdd.de/dms/esuche/>

die Bände der Werkausgabe mit folgender Suche:

Autor: Wieland

Titel: Sämtliche

Erscheinungsjahr: [1853 TO 1858]

Die Nennungen Wielands in der BA liefert

<https://arno-schmidt-stiftung.de/eba/search?q=Wieland%2A>

## Ein Vierteljahrhundert permanenter Mobilmachung gegen Schmidt

Im neusten »Verkenne den Schmidt« in Buchform, dem sekundär literarischen Sammelband *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, stellt Jan Süselbeck unter dem Titel *30 Jahre permanenter Mobilmachung* angeblich *Sondierungen zur generationsstrategischen Selbstinszenierung in Arno Schmidts Funk-Essays zur Literatur um 1800* an.

Der Begriff »Selbstinszenierung« ist eine der neueren Schubladen der Germanistik und Wolfgang Martynkewicz, Süselbecks großes Vorbild in der Germanistenpsychologie, war der erste, der Arno Schmidt in diese hineinsteckte. Eine seiner Hauptmethoden hatte ich neulich demonstriert; ihre verführerische Simplität übte sicher schon lange eine große Anziehung auf Süselbeck aus, hier gab er ihr nach.

Aber nicht nur die »Selbstinszenierung Schmidts« stammt von Martynkewicz, auch beim Missbrauch der Schmidtschen Formulierung »permanente Mobilmachung« (BA 2/2, S. 301) ist Martynkewicz auf der vorletzten Seite seiner Dissertation wagemutig vorangeschritten. So wagemutig wollte Süselbeck nun auch einmal sein und machte sich an den Versuch, Martynkewicz mit dessen eigenen Mitteln zu übermartynekewiczen.

Wie er dabei im Kern vorging, durften die Listenbezieher im März 2014 exklusiv live mitverfolgen. Süselbeck fragte in der Nacht des 20. nach Schmidts Quelle für Herders »rotes Halsband«,

[https://books.google.de/books?id=MCVNAAAACAAJ  
&pg=PA24&dq=%22rothe+halsband%22](https://books.google.de/books?id=MCVNAAAACAAJ&pg=PA24&dq=%22rothe+halsband%22)

und wenige Sekunden nachdem er am Morgen des 21. die Antwort erhalten hatte, pladderte es beim ersten

Blick auf die Quelle instinktiv apodiktuerisch aus ihm heraus:

Dass Schmidt diese Stelle so wichtig war und so oft in seinem Werk erwähnt wird, verwundert nach schnellem Nachlesen nicht. Sie konnte wunderbar zur Betonung seines eigenen NS-»Opfertums« dienen und ihm zudem eine geradezu klassische Vorrang-Position in der Konkurrenz mit seinem Gewährsmann Herder bescheinigen, weil letzterer immer Angst hatte, durch das Militär von seinen »Studien« weggerissen zu werden, während Schmidt dies tatsächlich »erlitt« und somit seine geradezu titanische Leistung unterstreichen konnte, sogar tapferer gewesen zu sein und mehr geleistet zu haben als ein Herder. Ganz zu schweigen von Goethe.

Das Fazit seines 18.-Jh.-Beitrags lieferte er dann in der Liste (in einer an Aprilscherzen ziemlich reichen Zeit) am 2.4.2017 nach:

Aus einem stillen, geduckten Mitläuferdasein auf Seiten einer genozidalen nationalsozialistischen Mördergesellschaft, die in der Mehrheit tatenlos mit ansah oder offen guthieß, was in den KZs verbrochen wurde, wird plötzlich selbst ein KZ-Opferleben eines realistischen Autors, der alledem mit ungeschönter Literatur tapfer die Stirne bietet.

Neu ist diese seine Meinung nicht, er vertritt sie schon seit vielen Jahren, er formulierte sie nun nur etwas schriller als im Druck (»eine literarische Retuschierung« »seiner eigenen Rolle als Mitläufer im Nationalsozialismus«), denn in den Jahren von der Entstehung dieses Aufsätzleins bis zum schlechten Aprilscherz musste er feststellen, das ihm nun doch seine obstinate Forschungsverweigerung ab und an auf die Füße fällt. Dem versuchte er zu-

nächst entgegenzusteuern durch Diffamierung Schmidts als Antisemit, als er damit nicht durchkam als Antiamerikaner, und als auch das nicht auf Gegenliebe stieß, versuchte er es damit, einem andern ans Bein zu pinkeln. Doch ließ ihn das recht unbefriedigt zurück, sodass er sich als proaktive Vorwärtsverteidigung seiner auffälligen Forschungslosigkeit zur weiteren lautstarken Behauptung seines alten Ammenmärchens entschloss.

Auf Details seiner Sondierungen brauche ich nicht einzugehen, aber seine Arbeitsmethode ruht diesmal auf zwei Eckpfeilern: auf der einen Seite der freislerisch-vorverurteilungsfreudige, forschungs- und beweislose Rufmord durch sippenhaftähnliche Einordnung, und auf der andern ein dreistes, vornehm tuendes Schwadronieren – das natürlich auch keine Stelle unter den Meinungen ernster und redlicher Forscher verdient.

Nur eine Passage scheint mir da noch als typisch süselbecksch erwähnenswert, die Fußnote 10 auf S. 482:

Noch am 4.11.1943, also kurz vor seinem Tod, schreibt Werner Murawski in einem verzweifelt klingenden Brief von der Ostfront an seine Schwester Alice Schmidt davon, dass er nachts eine »Postenkette« kontrollieren müsse. Ob diese Maßnahme im Zusammenhang mit Massenerschießungen von Juden oder vergleichbaren Kriegsverbrechen stand, wird jedoch nicht klar. Kaum einem deutschen Soldaten, der in jenen Jahren an diesem Vernichtungskrieg in der Sowjetunion und gegen die europäischen Juden teilnahm, wird jedoch verborgen geblieben sein, was dort unter maßgeblicher Teilnahme der Wehrmacht geschah. Vgl. dazu auch die Kommentierung des zitierten Briefwechsels von Werner Murawski mit Alice Schmidt bei Susanne Fischer:

Alice Schmidt in Greiffenberg um 1944, <https://www.arno-schmidt-stiftung.de/Archiv/Fischer-Alice-Schmidt-in-Greiffenberg.html> [Zugriff am 20.3.2014].

Diese Fußnote – und besonders der Satz »Ob diese Maßnahme ... nicht klar« – hat hier lediglich die Funktion, durch aufdringliche Insinuation auf künftige, noch größere interpretatorische Atrozitäten vorzubereiten.

Zum einen braucht natürlich jede Stellung in Feindesland nachts eine Postenkette; zum andern gibt es im Netz und im Druck zahlreiche Augenzeugenberichte aus jener Zeit von Werner Murawskis Einsatzort, und ein Gefangenentransport oder -lager war damals und dort so ziemlich der unwahrscheinlichste Grund für Wachposten. Süselbeck hat zwar angeblich Neuere Deutsche Geschichte studiert, aber auch auf dem Gebiet verlässt er sich lieber auf seine »Gut Practices« als auf gute wissenschaftliche Praxis. Ist ja auch viel bequemer!

Das wirklich Perfide seiner Vorgehensweise – fast schon ein bipolarer Tic – ist jedoch, dass er zwischen seine haltlosen braunen Unterstellungen immer wieder ein an-dächtig geflüstertes »Shoa(h)!« einfügt (S. 479; s.a. ASML passim), gleichsam als sei er damit automatisch ein vorbildlicher Gutmensch, der ja bekanntlich per se immer Recht hat, Politische Korrektheit ist eh nur was für andere. Schließlich ist er der Gnade der sehr späten Geburt teilhaftig geworden (1972 auf dem Höhepunkt des Däniken-Fiebers, s.u.) und kann sich deshalb locker ein historisch rückwirkendes heroisches Edelmenschentum leisten.

Mit dem 18. Jahrhundert hat Süselbecks Beitrag so gut wie nichts zu tun, dort liegt tatsächlich nur der winzige Aufhänger; er schreibt wie immer nur über seine Lieblingsthemen Nazis & Wehrmacht, KZs & Schoa. Und auf die Themen wäre er, so besessen wie er davon ist, ganz

ohne Zweifel auch von jeder anderen Stelle in Schmidts Werken problemlos umgeschwenkt, keine Frage.

Für die Charakterisierung seines Beitrags fehlt es noch an der passenden Terminologie. Die Kennzeichnung als wissenschaftsleere, fühllose, spitzfindige Räuberpistole trifft es wohl am besten.

Als Schmidt-Forscher-Impersonator müssen wir uns Herrn Süselbeck jedenfalls verbitten.

Da saßen also anno 14 im Gedenken an Arno Schmidts 100. Geburtstag im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar einige unserer erstbesten Germanisten im gemütlichen Kreise beisammen und lauschten stolz den Ausführungen des Führers und Wächters ihres Gettos (Eigenschreibweise: [literaturkritik.de](http://literaturkritik.de)) PD Dr. Jan Süselbeck, derzeit als DAAD Associate Professor of German Studies an die University of Calgary (Alberta, Kanada) entsandt, vermutlich um in der letzten Bastion der Vernunft in Nordamerika die Trumpisierung voranzutreiben.

Prof. Dr. Hans-Edwin Friedrich vom Institut für Neuere Deutsche Literatur & Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel fand, dass Süselbeck bestens unterrichtet und mit Freimut den Finger in eine der schwärendsten Wunden der Schmidt-Forschung lege und entschloss sich nach reiflicher Überlegung dazu, den ihm anvertrauten Artikel ungekürzt und mit voller Nennung sämtlicher Namen zur Aufbewahrung für die Nachwelt in den Druck zu geben.

## Lege Artis oder nach allen Regeln Süselbecks?

Die gute Interpretation eines Schmidt-Werkes setzt nichts anderes voraus, als die Interpretation von Werken anderer Autoren: einen systematischen und methodischen Prozess verantwortungsvoller Forschung nach guter wissenschaftlicher Praxis, redlich unter Befolgung allgemeiner Prinzipien wissenschaftlicher Arbeit, vor allem der Beachtung aller Sorgfaltsregeln. Natürlich sind, wie ebenfalls bei allen Autoren, gute Vertrautheit mit Werk & Leben, Arbeitsweise & Bibliothek erforderlich.

Einen Text von Schmidt

- (1) unterzieht man zuerst einer gründlichen Autopsie,
- (2) analysiert die Textbestandteile unter der Annahme, dass es sich bei *allen* um Zitate und Anspielungen handelt, und
- (3) versucht, die Quellen zu identifizieren, und
- (4) liest sie, um das Thema bzw. die Themenkreise herauszufinden.
- (5) Glaubt man, genügend Zitate & Anspielungen, Themen & Themenkreise identifiziert zu haben, bildet man eine erste Hypothese
- (6) und versucht sie zu verifizieren.
- (7) Gelingt das, kann man achtsam an die gewissenhafte Ausarbeitung einer Arbeit über das Werk gehen;
- (8) wenn nicht, macht man wieder bei (2) weiter und versucht es noch einmal mit gründlicherer Forschung, und das so lange, bis man seine Hypothese solide verifizieren kann. Bei Schmidt kann das bei längeren Stücken schon eine Weile dauern und große Datenbestände produzieren.

Bei allen Schritten muss unbedingt auf eigene Assoziationen und Allusionen verzichtet werden; und verab-

schieden Sie sich auch gleich von Ihrer liebgewonnenen »Deutungshoheit«, die verbleibt ganz und gar bei Arno Schmidt. Als Entschädigung braucht man nicht *alle* Anspielungen und Zitate ausfindig zu machen, Schmidt hat durch großzügiges Overprovisioning dafür gesorgt, dass seine Vorstellungen schon bei Erkennung von ca. zwei Dritteln deutlich wird.

(Mit »Dechiffrierung« hat das Ganze nichts zu tun, Schmidt hat da nichts »chiffriert«, nur Anspielungen und Zitate verwendet wie zuvor schon alle größeren Schriftsteller von Lukian über Shakespeare und Goethe bis Thomas Mann und James Joyce ... nur *ein bisschen* mehr.)

Das ist ein aufwendiger und zeitraubender Prozess, den sich, wie wir gesehen haben, so gut wie kein Akademiker erlauben kann und will, viele Germanisten vom Professor bis zum Studenten wahrscheinlich nicht einmal kennen. Sie lassen daher einfach einige oder mehrere Schritte oder Durchläufe aus (meist mehrere) oder geben zu früh auf.

Eine häufig genommene Abkürzung hat Jacob Brucker in Bd. 2, S. 285, seiner *Kurtzen Fragen aus der Philosophischen Historie* (BVZ 726) so geschildert:

[Man] wundert sich, wie sie auf diese Grillen kommen können; es ist aber keine andere Ursache, als weil sie erstlich eine *hypothesin* gefaßt, durch gewisse Schlüsse dieselbe befestiget, und sodann dem *praejudicio hypotheseos* so eifrig angehangen, daß sie lieber in die größte *Absurditaeten* verfallen, als daß sie die Unrichtigkeit ihres angenommenen *principii* aus der *absurditate conclusionum* erkannt hätten. Eine Scene, die viel hundertmal auf dem Philosophischen [d.h. wissenschaftlichen] Schauplatz vorgestellt worden, und der sich auch die größte Männer nicht genug

entziehen können, wie uns die ältere und neuere Philosophische Historie belehret.

Am Anfang steht also eine dumme Idee, es folgt ein pseudowissenschaftlicher Gang durch das Werk mit Sammlung all dessen, was assoziativ oder allusionistisch entfernt daran erinnert, und schon hat man auf eine fast mystisch erscheinende Weise ein »Forschungsergebnis«. Dadurch entstehen z.B. solche Wunderlichkeiten wie die heiß ersehnte Vereinigung zweier Hobbys mit dem Titel *Arno Schmidt und das Kino* oder eine Fast-schon-Wahn-idee wie *Ägyptologie in »Caliban über Setebos«*.

Ganz ignoriert werden bewährte wissenschaftliche Verfahren von nicht wenigen sog. Literaturwissenschaftlern; dazu gehört Jan Süselbeck, der die Werke Schmidts gar nicht erst als Literatur interpretiert. Das hat dann begreiflicherweise seltsame Folgen, wie etwa in seiner Magisterarbeit, wo er einige von Schmidts Ansichten über religiöse Dinge auf Gustav Frenssen zurückführen will. Das ist ein gewagtes Unterfangen, denn keiner weiß – und Süselbeck kümmert's auch nicht wirklich weiter –, wann Schmidt die von Süselbeck herangezogenen Frenssen-Werke (außer *Otto Babendiek*) überhaupt kennen lernte. Auch war Schmidt bereits seit spätestens 1930 Schopenhauerianer und Atheist, wie sollte sich da der Pfaffe Frenssen noch groß ausgewirkt haben? Aber Süselbeck ist sowieso alles schietegal, denn er nimmt die folgende Passage aus Schmidts *Atheist?*: *Allerdings!*, BA 3/3, S. 317 als Nachweis für Frenssens Einfluss:

Die Theologen wollen mit Gewalt aus der Bibel ein Buch machen, worin kein Menschenverstand ist. Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man bedenkt,

was für Zeit und Mühe auf ihre Erklärung gewendet worden ist; und was war am Ende, nach Jahrtausenden, der jedem Unbefangenen von vornherein selbstverständliche Preis all der Bemühungen? : kein anderer als der : die Bibel ist ein Buch, von Menschen geschrieben, wie alle Bücher. Von Menschen, die etwas anders waren als wir, weil sie unter etwas anderen Bedingungen lebten, die in manchen Stücken unverkünstelter waren als wir, dafür aber natürlicherweise auch sehr viel unwissender. Daß sie also ein normales Buch ist, worin manches Wahre und manches Falsche, manches Gute und manches Schlechte, enthalten ist. Je mehr eine Erklärung die Bibel zu einem ganz gewöhnlichen Buch macht, desto besser ist sie [... hier kappt J. S.]

Nun war auch damals schon bekannt, dass Schmidt die Stelle aus zwei Einträgen in Lichtenbergs *Sudelbüchern* zusammengesetzt hatte (J277 und J17):

<https://www.projekt-gutenberg.org/lichtenb/aphorism/chap009.html>

Das kann doch einen Süselbeck nicht erschüttern!

Der lässt sich doch das Seemannsgarn nicht verbittern!

Der rattert rasch recherchefrei runter:

Zweifelsohne wurde Schmidt hier von seiner Jugendlektüre Frenssen stark angeregt, denn die Formulierungen über das »Buch der Bücher« gleichen sich bei beiden stark. [Fußnote: Auf der Suche nach intertextuellen Zusammenhängen gerät an dieser Stelle noch Freud in den Blick ... usw. usf.]

Ja ja, »zweifelsohne«!

Aber es lohnt nicht, auf weitere Details dieser Arbeit einzugehen, die wurde ja schon bald nach dem Erscheinen von Kollegen sehr richtig als Küchenpsychologie &

Kokolores eingestuft. (Aber bestanden ist bestanden, wer fragt da später noch nach solchen Kleinigkeiten wie einem vollständigen Versagen.)

Interessanter ist im Fall Süselbeck die Frage, wodurch er die von ihm ignorierte Forschung ersetzt und mit welchen Methoden er zu seinem Geschreibsel kommt; und da ist seine Dissertation ungemein aufschlussreich, denn Sie enthält eine lange Erörterung der Ländlichen Erzählungen, vor allem von *Caliban über Setebos*. Natürlich interessiert ihn das Stück nicht als Literatur, sondern wie immer nur als Projektionsfläche für seine krausen Vorstellungen, auf Forschung verzichtet er also auch hier: Er nimmt als Ersatz einen älteren Aufsatz hinzu. Und auch dabei hat er ein »echtes Händchen« und tut, wie immer so auch hier, einen Fehlgriff: Er nimmt die von Timm Menke eigenhändig konstruierte These, CüS habe irgendwas mit Goethes *Hermann und Dorothea* zu tun, weil darin jeder Gesang einer der 9 Musen gewidmet ist. Leider ist da nichts dran, denn beide, Goethe wie Schmidt, hatten das aus den Geschichten des Herodotos (BVZ 88), wie Schmidt auch mit dem Motto von CüS »GEORG DÜSTERHENN entertäind se Mjußes ...« deutlich machte:

[http://www.gasl.org/refbib/Herodotos\\_\\_Geschichten.pdf#page=10](http://www.gasl.org/refbib/Herodotos__Geschichten.pdf#page=10)

Was ebenfalls damals schon längst bekannt war.

Klio, die Muse der Geschichtsschreibung, bezeichnet Süselbeck dabei als »die Muse des Epos, also des Geschichtenerzählens«. Mit solchen »Kenntnissen« kann man's wahrlich weit bringen! Und so geht das dann auch fort & fort & fort ... man weiß gar nicht, über was man sich zuerst totlachen soll. Süselbecks Arbeiten sind immer weit jenseits von aller Bericht- oder gar Korrigierbarkeit,

Brandolini's Bullshit Asymmetry Principle wirkt bei ihnen irgendwie verniedlichend:

The amount of energy necessary to refute bullshit is an order of magnitude bigger than to produce it.

Doch nun zu seinem »System«: Er ist völlig fixiert auf Nazis, Wehrmacht, KZs und Schoa, stellt Adorno auf den Kopf und geht davon aus, dass deutsche Schriftsteller nach Auschwitz von gar nichts anderem mehr hätten schreiben können. Seine Hauptinterpretationsmethode ist dabei die Metonymie in Kombination mit der Gewissheit, dass er durch sie weiß, was die Autoren wirklich sagen wollten.

Ich habe gerade bei einer guten Tasse Kaffee eine Viertelstunde mit Blättern in der Dissertation verbracht und angestrengt überlegt, wie ich Ihnen dieses System nahebringen kann, aber als ich den Kaffee aufhatte war mir klar: Es geht nicht, Sie würden mir die simplen Gleichsetzungen nicht abnehmen, mit denen er da arbeitet; sie müssten glauben, ich wolle Sie mit einer Aufzählung wie der folgenden verarschen:

Reinlichkeit = NS-Rassenhygiene

Kain = Fokus auf Täter

Ort Schadewalde = Polen als Zentrum der Judenvernichtung

Rauch = KZ-Krematorium

anknallen = abknallen

blattloser Baum = Massenvernichtung

neblig am Abend = Alain Resnais' Kurzfilm: *Bei Nacht und Nebel* (1956)

flirrende Luft = Krematorium

Blaudämpfofen = Zyanwasserstoff (Blausäure)

Eisenoxydul = Kohlenmonoxyd

...

Lesen Sie das Buch bitte selbst, vor allem das Kapitel 8: Jan Süselbeck, *Das Gelächter der Atheisten*, Frankfurt a.M.: Stroemfeld 2006. (Ist inzwischen gottlob nur noch antiquarisch zu haben.)

Tun Sie sich das ruhig einmal an,\* Sie hätten das Erlebnis dann Doktorvater und Gutachter der Dissertation voraus.

Von dem, was Süselbeck entdeckt zu haben glaubt, muss jeder *redliche* Forscher freilich sagen, dass wir es da mit stumpfsinnigem und zu einem System entwickeltem Wahnwitz zu tun haben, der einer Verschwörungsspinnelei gleicht wie ein faules Ei dem andern!

Das ist die Basis seiner Äußerungen über Arno Schmidt im Dritten Reich; und so etwas wird nun im In- und Ausland gelehrt!

\* Achten Sie bei der Lektüre auch auf die vielen präventiven Verteidigungslinien, die Süselbeck eingebaut hat, um so ziemlich alles, was er behauptet, nötigenfalls ändern in die Schuhe schieben oder zum bloßen »Test« oder »Symbolbild« herunterspielen zu können. (Eine dumpfe Ahnung von der Absonderlichkeit seines hingesusdelten Bockmists scheint bei ihm also durchaus vorhanden zu sein.)

## Oh Scheitan!

### WIR WERDEN SCHEITAN!

Im neusten »Verkenne den Schmidt« in Buchform, dem sekundär literarischen Sammelband *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, hat der Herausgeber Hans-Edwin Friedrich den gleichnamigen Einführungsartikel geschrieben mit dem Untertitel *Ein Problemaufriss*. Damit hat er vor allem in einer Hinsicht Recht, die er wahrscheinlich gar nicht gemeint hat.

Ich hatte am 11.12.14 in der ASML schon einmal aufgezeigt, wohin die sog. Schmidt-Forschung driftet: zu einer beherzten Verkürzung des Werks Arno Schmidts um schlappe 80% durch Nichtbeachtung der größeren Texte:

Titel	%	
Zettel's Traum	42,926	
Fouqué und einige seiner Zeitgenossen	11,018	
Abend mit Goldrand	8,729	
Die Schule der Atheisten	8,181	
Sitara und der Weg dorthin	4,473	
Julia, oder die Gemälde	4,132	79,5%!
--- Schnitt -----		=====
Kaff auch Mare Crisium	4,030	
Das steinerne Herz	2,477	
Die Gelehrtenrepublik	2,030	
Aus dem Leben eines Fauns	1,415	
Brand's Haide	1,408	
Kosmas oder Vom Berge des Nordens	1,010	
Caliban über Setebos	1,000	
Schwarze Spiegel	0,986	
Seelandschaft mit Pocahontas	0,663	
Alexander oder Was ist Wahrheit	0,577	
Die Umsiedler	0,520	
Die Wasserstraße	0,473	
Goethe und Einer seiner Bewunderer	0,464	
Kundisches Geschirr	0,429	
Enthymesis oder W.I.E.H	0,390	
Tina oder über die Unsterblichkeit	0,336	
Piporakemes	0,327	
Leviathan oder Die beste der Welten	0,317	
Gadir oder Erkenne dich selbst	0,310	

...

Mit *einem* Alexander-Schlag erledigt die »Forschung« ihre größten Probleme! Sie kann sich wagemutig auf die ersten drei Bände der BA konzentrieren. Dann wird noch ein famoser Ratschlag Schmidts befolgt, was die Analyse der von ihm gelesenen Schriftsteller angeht:

(*Und typisch : meine Kollegen, die Feiglinge!!*). Natürlich hatten sich die Leisegänger grundsätzlich Leute rausgesucht, wie Hölty; notorisch sanften Charakters und winziger «Gesammelter Werke» : da brauchen sie nicht viel zu wissen.

Und es war da schon fast erreicht! Denn in den aus germanistischen Stammtischen des Jahres 2014 entstandenen Tagungsbänden sind Schmidts Typoskripte nur noch eine äußerst rare Randerscheinung.

In seinem Einleitungsaufsatz nimmt Prof. Dr. Friedrich von Schmidts Werken im Wesentlichen nur noch die bis 1960 wahr, ja im Kern handelt der Großteil lediglich von den bekannten Radio-Dialogen zur deutschen Literatur aus den Jahren 1955–1959 (Brockes bis Tieck) und zusätzlich noch ein wenig vom *Fouqué*. Das entspricht ziemlich genau dem, was auch sonst bei den meisten Beiträgern die Grundlage für ihre Ausführungen bildet. Sie sind zudem fast alle fixiert auf »markierte intertextuelle Verweise« (Namen!) in kürzeren Texten, da *müssen* die Typoskripte aus überwiegend »unmarkierten intertextuellen Verweisen« unter den Tisch fallen. Der Titel würde also passender lauten:

*Ausgewählte Literatur des 18. Jahrhunderts vornehmlich in Arno Schmidts literaturhistorischen Werken bis 1960*

So ganz stimmt das aber auch noch nicht, denn weder mit Schmidts Epochenaufteilung noch mit der von Historikern mögen die Autoren etwas zu tun haben, sie kreieren eine eigene von der Frühaufklärung bis zur Romantik.

- Für Schmidt war das 18. Jahrhundert das der Aufklärung: die 7 Jahrzehnte vor der Französischen Revolution: Mit ihr fing für ihn eine neue Zeit an ... und dann auch bald eine neue Literatur, die Romantik.
- Die Historiker kennen nicht ohne Grund den Begriff des langen 19. Jahrhunderts von 1789 bis 1914.

Aber die Germanisten mussten noch die Romantik mit Hoffmann, Fouqué und Tieck hinzunehmen, sonst wäre ihnen die Werkbasis denn doch zu klein geworden. Auch andere Textsorten als Literatur bedeuten ihnen nichts.

Der passendste Titel wäre also:

*Ausgewählte Literatur des 18. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 19. (von der Frühaufklärung bis zur Romantik) vornehmlich in Arno Schmidts literaturhistorischen Werken bis 1960 und unter Ignorierung von Autoren aus Germanisten fremden Gebieten wie Geschichte und Philosophie, auch von Lexika, Nachschlagewerken, Zeitschriften usw.*

Sonst gibt es zu Friedrichs Einleitung inhaltlich nicht viel zu sagen, im Großen und Ganzen ergibt sie keinen guten Sinn, doch auch keinen schlimmen, was auch das Beste ist, was man von den meisten anderen Beiträgen sagen kann. Insgesamt macht Friedrichs Text eher den Eindruck einer Alt- als einer Neu-Erscheinung. Der Kern könnte, wenn man die Antiquität des größten Teils der referenzierten Sekundärliteratur in Anschlag bringt, unter dem Titel *Einführung in Arno Schmidts lit.hist. Arbeiten der 50er Jahre* schon seit über zwei Jahrzehnten dazu gedient haben, Erstsemester zu traktieren.

Ein kleiner Lichtblick ist seine Ansicht zur Leviathan-Theorie und deren Darbietung in der Erzählhandlung: [E]s geht nicht um den weltanschaulichen Austausch von Gleich zu Gleich; vielmehr bedient sich der atheis-

tische Erzähler eines Codes, der auf den Horizont des Priesters abgestimmt ist, er argumentiert im Modus der Religiosität, die für ihn ein Modus als ob ist. Der Leviathan ist kein geglaubter Mythos des Erzählers, schon gar nicht seines Autors, sondern verdankt sich auf der Ebene der Figurenrede einer Akkommodation an die Denkweise des Gegenübers im Gespräch.

[Fußnote:] Achtet man hier nur auf den Inhalt und versteht ihn umstandslos als Position des Autors, muss es zu Missverständnissen kommen. Diese Auffassung hält sich in Teilen der Schmidt-Forschung hartnäckig. Vgl. Prütting [...] (S. 16)

»Markierte intertextuelle Verweise« erkennt er als Germanist natürlich (S. 48), »unmarkierte« ebenso natürlich *nicht* (etwa Klinger, S. 17, oder *Ullsteins Weltgeschichte*, S. 43f.), wohl auch, weil ihm das Ausmaß noch nicht klar ist, in dem Schmidts Werke aus effektiven, anspielungsreichen, bedeutungsvollen Zitaten bestehen. (S. 37f.) Dabei könnte er noch so viel mehr finden, als gewöhnliche Sterbliche, denn er assoziiert germanistisch-gewohnt unbekümmert weitallusionistisch und kommt etwa von »Schmuggler mit silbernem Gerät« auf »Schmugglersilbiges« (S. 40; was ihm »irgendwie expressionistisch« vorkommt, worauf er gleich, wie von Germanisten gewohnt, schließt: »in der Manier August Stramms«).

Mei, es stimmen halt viele Buchstaben überein und die Gedanken sind frei – in der Germanistik dürfen sie sogar immer *noch* ein wenig freier sein. (Vielleicht meinte er auch die »Schmuggler mit silbernem und brennendem Gerät« in *Schwarze Spiegel*, BA 1/1, S. 215, aber bei Germanisten bekommt man nie genau raus, was sie da gerade wieder durcheinanderwerfen.)

Zeitlich geht es oft drunter und drüber, was den Eindruck erweckt, Schmidt sei immer dieselbe Person gewesen und habe keine Entwicklung durchgemacht. Wir kennen das schon. Wenn Friedrich auf germanistische Diskurse oder Schubladen (wie »Kanon«) zu sprechen kommt, stellt sich prompt eine noch größere Öde ein. Auch urteilt er dabei über Dinge, von denen die Forschung noch gar nicht sicher weiß, wie es darum bestellt ist, etwa wenn es um die »Moderne« geht:

Obwohl Döblin und Jahn stets der Gegenwart entgegengedonnert werden, spielen sie für Schmidts Praxis keine Rolle. Das ist angesichts der unübersehbaren Modernität des Werks überraschend. (S. 35)

Da Friedrich einer aus der kleineren Zahl der Beiträger ist, der das Bibliotheksverzeichnis verwendete, verwundert es, dass ihm nicht aufgefallen ist, dass Schmidt einen Band von Wezels *Robinson Krusoe* besaß (S. 55; vgl. BVZ 327.3).

Die wirklich problematische Seite von Prof. Dr. Hans-Edwin Friedrichs Mitarbeit an diesem Band ist allerdings seine Tätigkeit als Herausgeber. Dafür ist seine fachliche Qualifikation in Sachen Schmidt absolut nicht ausreichend, wie die fehlende Urteilskraft bei der Aufnahme zahlreicher Nonsensbeiträge und das Nichtkorrigieren sehr irriger Interpretationen und übler sprachlicher Probleme zeigt. Doch wer sollte es dann machen? In der Schmidt-Forschung ist es (wie ja auch der *Bargfelder Bote* immer wieder demonstriert) vollkommen unnützlich, ein Verfahren wie Peer-Review einzuführen, da all diese Gleichen auf gleich niedrigem Niveau herumorkeln, weil sie mit Germanistik oder Literaturwissenschaft Seitenzweige der Astrologie studiert haben.

## Was sonst noch auffiel

Prof. Dr. phil. Axel Dunker vom Fachbereich Neuere deutsche Literaturwissenschaft der Universität Bremen liebt die Beschäftigung mit germanistischen Schubladen, diesmal sind es »Robinsonade und Idylle«; bei einem Mitarbeiter des *Handbuchs der literarischen Gattungen* verständlich, für einen so außergewöhnlichen Künstler wie Schmidt aber etwas daneben. Hoffentlich ist er mit der Applizierung seines Anteils am Handbuch auf Arno Schmidt bald durch! (Aber: 798 Seiten!)

Friedhelm Rathjen kümmert sich (nicht ganz unerwartet) um »die englische Literatur des 18. Jahrhunderts«. Er hat zwar jeden seiner Funde schon mindestens fünfmal durch ein gedrucktes Werk geschickt, aber immerhin kommt er mit dieser Zusammenstellung zu einem Fazit, das so ähnlich auch den andern Beiträgern hätte schwanen können: Schmidt rezipierte die für ihn wichtigen englischen Autoren des 18. Jahrhunderts gerade nicht im Kontext eines Epochenzusammenhangs, sondern jeden für sich bzw. eingebettet in ahistorisch begründete je eigene Kontexte. [...] Das 18. Jahrhundert – für Schmidt existierte es eigentlich gar nicht, jedenfalls nicht in der englischen Literatur.

Schmidt hielt nichts von Schubladen, er sah die Literatur mehr als Entwicklungsreihe, wobei für ihn im frühen 18. Jahrhundert der eigentliche Beginn der Deutschen Literatur lag (Brockes, Schnabel), die dann um 1781 (BA S/1, S. 274) mit den *Sechsen* Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und Schiller einen ersten Höhepunkt erreichte.

Bei seiner Schreibpraxis interessierte Schmidt die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts nicht in irgendeiner besonderen Weise, d.h. à la: »Jetzt schreib ich mal was völlig auf Material aus dem 18. Jh. basierend«, da verwendete er immer das, was er gerade *thematisch* brauchte, egal aus welcher Zeit, von welchem Ort, aus welchem Medium. Auch da existierte das 18. Jh. für Schmidt eigentlich gar nicht.

Sehr schön ist der Begriff »Nachweltbewirtschaftung«, den Univ. Prof. Dr. Thomas Wegmann vom Institut für Germanistik der Universität Innsbruck ins Spiel bringt, weshalb das Wort allerdings in den nächsten Jahren mit Sicherheit über Gebühr strapaziert werden wird. Auch vor den netten Begriffen »Nachlassbewusstsein« und »Vorlass-Chaos« ziehe ich meinen Hut.

PD Dr. Martin Schierbaum aus dem Fachbereich Neuere deutsche Literaturwissenschaft der Universitäten Hamburg und Bremen hat sich mit den Themen »Aktualisierung, Dialogizität und Intertextualität« in Schmidts Auseinandersetzung mit Goethes *Faust* ein zu großes Werk vorgenommen, denn schon bald verliert er den Überblick. Auf S. 173 weiß er noch, dass die Briefe an Werner Morawski von 1948 sind, auf S. 182 sind die Briefe »An Uffz. Werner Morawski« [sic!] plötzlich »einige Monate nach dem Tod des Schwagers (17.11.1943) entstanden«, was nur in der Fiktion der Briefe ungefähr stimmt. Auf S. 198 erfindet er kurzerhand mit *Kaff oder Mare Crisium* ein ganz neues Schmidt-Werk ... das doch bestimmt jeder nur zu gern einmal lesen würde.

Er liefert selbst zwar nur das übliche »Verkenne den Schmidt«, steckt aber voller Weisheiten wie: »Die Schmidt-

Forschung hat bis in die Gegenwart fast jede Perspektive, die nicht mit dem theoretischen Selbstverständnis Schmidts kongruiert, abgewiesen.« (S. 175) und beklagt, »dass die Forschung die Ergebnisse dieser [d.h. seiner Lieblings-]Richtung noch nicht anerkannt hat.« Dabei handelt es sich natürlich um, der Titel verriet es schon, Bachtin; auch Blooms »Einflussangst« muss an den Tanz (S. 174), da ist der Rest dann erwartungsgemäß hoch verzichtbar.

Auf S. 190 bezeichnet er die Stelle

»Ich bin ein großes Arschloch« schlug ich vor. Er nickte immer noch (nahm etwas davon durch Mundspitzen hinweg; durch Kopfwiegen – : also nur ein kleines, bon!).

in *Goethe und Einer seiner Bewunderer*, BA 1/2, S. 217, als »Selbstbezeichnung des Protagonisten«. Ist eigentlich schon einmal jemand aufgefallen, dass man da genauso gut lesen kann, dass Arno Schmidt Goethe zu sagen vorschlägt »Ich bin ein großes Arschloch«, Goethe das abmildert, aber ein »kleines Arschloch« zugibt?

Von Prof. Dr. Rüdiger Zymner aus der Abteilung Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Bergischen Universität Wuppertal wird die »leicht überarbeitete, gekürzte, aber nicht aktualisierte Fassung« eines Essays über *Jean Paul bei Arno Schmidt* aus dem Jahr 1993 nachgedruckt – mit entsprechend antiquierten Ansichten. Höhepunkt ist: In einer anderthalb Seiten langen Fußnote (S. 229f.) thematisiert er die Frage: »Welche Jean-Paul-Ausgabe(n) hat Schmidt eigentlich benutzt, und aus welchen Ausgaben zitiert er?«, obwohl er das damals natürlich schon aus dem BVZ wusste, womit er dann auch nach einer Seite rausrückt. *Die Sorgen und Rothschilds Geld!*

Was an dem Aufsatz heute noch wiederabdruckenswert sein soll, muss mir irgendwie entgangen sein.

Dem Erzähler von *Brand's Haide* gibt Zymner hier und auch in seinen anderen Publikationen den Namen »Karl Schmidt« (S. 228f., 233ff., 240). Wie kommt er darauf?

Wer wie Prof. Dr. Andreas Blödorn aus der Abteilung Neuere deutsche Literatur der Uni des Westfalen-Willy in Münster sagt »die seiner Entdeckerfreude *geschuldete* Buchreihe ›Haidnische Alterthümer«« (S. 351) statt »zu verdankende« ist mir als Experte für Sprachkunstwerke sofort suspekt. Die Passagen über die Grausamkeit in der Natur zu Beginn des Belphegor-Dialogs (BA 2/2, S. 197) bezeichnet er als »drei ins Satirische übersteigerte Bilder des Grauens« (S. 366). Schmidt empfahl in solchen Fällen eines überbordenden Gefühls von Geborgenheit die Lektüre des Großen Brehm (BA 3/3, S. 330), aus dem das zweite Beispiel auch stammt (vgl.a. BA 3/3, S. 285), Bd. 1, *Niedere Tiere*, S. 254. Die beiden anderen Beispiele kommen, wie beim dritten angegeben, aus Victor Groß' *Mut, Mensch, Gott* (BVZ 775, erhalten im Vorjahr), und zwar so ziemlich wörtlich:

gereimt, ungerecht, mordet mit launiger Miene. *Das Daseinswunder wird dadurch förmlich zu einem Wechselmordesystem.* Und das ist eher noch eine zu milde Feststellung. Denn man erwäge, daß Menschen und Tiere oft ihre Opfer nicht einfach töten. Sondern daß sie, aus purer Wollust, ihre Schöpfungskollegen stundenlang, jahrelang martern. Die Raben kennen nicht apartere Leckerbissen als die Augen von jungen Hasen. (Die SS-Leute Hitlers spezialisierten sich im Ersinnen von immer raffinierteren Folte-

Begattung, worauf die Männchen zugrunde gehen, die geschwängerten Weibchen aber in die Mäckenlarven einwandern, wo ihr Körper die oben beschriebene Umbildung erleidet.

Ganz ähnlich, nur in gesteigertster Form, erscheinen die Entwicklungsverhältnisse bei dem Hummelälchen, *Sphaerularia bombi Dufour*, denn hier übertrifft die vorgefallene und zu einem Schlauche umgestaltete, bis zu 15 mm lange Scheide den eigentlichen Wurm, der um so mehr zurücktritt, je mehr jene sich entwickelt, um das 15000—20000fache! Die außerhalb des Wirtes begatteten Weibchen wandern auch in diesem Falle nach dem Tode der Männchen als gewöhnliche, Rhabditis-ähnliche Würmchen in die Hummeln, aber bloß in vollentwickelte überwinterte Weibchen (Königinnen) ein und erlangen hier ihre sonderbare Gestalt.

Waren die bisher behandelten Anguilluliden Tierexkrementen, so gibt es unter ihnen auch einige, die Pflanzenschädlinge sind und dem Ackerbau gelegentlich gefährlich werden können. Das seit 1743 bekannte Weizenälchen, *Tylenchus scandens Schneider* (*Anguillula tritici*), erzeugt eine eigentümliche Krankheit des Weizens, das sogenannte Sichtigwerden oder den Faulbrand. „In den erkrankten Ähren“, sagt Kühn, „sind die Körner zum Teil oder gänzlich mißgebildet; sie sind kleiner, zugerundet, schwarz und bestehen aus einer dicken, harten Schale, deren Inhalt eine weiße Substanz bildet. Diese Substanz ist von staubartiger Beschaffenheit und geht beim Befeuchten mit Wasser zu feinen Körperchen auseinander, die sich unter dem Mikroskop als Anguillulen ausweisen, auf dieselbe Weise wie andere unter ähnlichen Bedingungen allmählich zum Leben gelangen und sich lebhaft zu bewegen beginnen. Die in dem völlig ausgebildeten frankten Getreidekorn enthaltenen Würmchen sind geschlechtslos. Kommt das Korn in den feuchten Boden, so erweicht und fault es; die darin enthaltenen, vorher eingetrockneten Würmchen

Hummelälchen, *Sphaerularia bombi Dufour*. A) Männchen, vergrößert (a seine natürliche Größe); B) freilebendes Weibchen, vergrößert (b seine natürliche Größe); C) trächtiges Weibchen, vergrößert; w der eigentliche Wurm, s die vorgefallene Scheide (c seine natürliche Größe).

aber gelangen durch die Feuchtigkeit zur Lebenstätigkeit, und die erweichte, verfaulte Hülle gestattet ihnen, sich aus ihr zu entfernen und sich im Boden zu verbreiten. Gelangen sie zu einer jungen Weizenpflanze, so kriechen sie an derselben hinauf, halten sich bei trockener

rungen). In Norwegen kann man Walfische beobachten, die stundenlang wie toll aus dem Wasser emporschnellen. An ihren Brüsten hängen dann Haie, die paarweise schwimmen und denen die Walfischbrüste die höchste Delikatesse bedeuten. Sie beißen sich in den Fischbrüsten fest und lassen nicht davon ab, bis das ganze weiche Organ aus seinem tiefsten Sitz herausgenagt ist, was Tage und Nächte dauern kann. So lange springt das wütende wehrlose Tier aus der Flut, bis es seine Schöpferseele aufgeben muß! Wie groß ist des Allmächtigen Güte!

Also kein bisschen »ins Satirische übersteigert«.

(Die divinatorische Gabe der Germanisten erspart doch viel Nachlesen und ist unter Effizienzgesichtspunkten *unbedingt* zu verteidigen, selbst wenn sie sich mitunter als *leicht* unzuverlässig erweisen mag.)

Prof. Dr. Ralf Simon, Ordinarius Neuere Deutsche Literaturwissenschaft am Deutschen Seminar der Universität Basel, verhebt sich wieder völlig, diesmal an dem Thema »Arno Schmidt und die ästhetiktheoretischen Überlegungen des 18. Jahrhunderts« mit dem Titel *Begriff und Idee der Prosa*. Um Schmidt kümmert er sich gewohnt wenig, er liest lieber die großen Schmidt-Kenner Barthes & Husserl.

Und dann mümmelmannet er als Fan von vornehmlich griechisch angehauchten Fachvokabeln wieder von »Mimesis«, »Aisthesis« und »genuin ikonischer Poiesis«, von »syntagmatischer Organisation« und »paradigmatischen Rasterungen«, von »emotiven«, »phatischen«, »konativen«, »metasprachlichen« und »referentiellen« Funktionen – und das alles »expressis verbis« (S. 430), »expressis verbis« (S. 432) und »expressis verbis« (S. 433).

Auch legt er Schmidts Freud-Lektüre wieder ans »Ende der Fünfzigerjahre« und attestiert ihm eine »explizit psychoanalytisch überformte Schreibweise« ab spätestens *Kaff*. Trotzdem ist er auch noch der (von ihm nicht anders

zu erwartenden) Meinung: »Das steinerne Herz« lässt sich als Mehr-Instanzen-Prosa lesen« (S. 428). So wissen wir denn nun endgültig, wer jungen Leuten diese Flausen in den Kopf setzt (»an ihren Früchtchen sollt ihr sie erkennen«, BA S/2, S. 85).

Die Gnosis muss *auch* wieder herhalten und dann endet für ihn »Schmidts Gesamtwerk mit Szenarien animistischer Bildbeschwörungen« (S. 439). Und warum auch nicht? Seine Kindlein, sie hören es sicher gerne, die sondern ja auch viel ab von dieser Art Wortschall, »der sich an sich selbst ergötzt«, um ihren Prof. auf seinem Hobbygebiet leicht zu beeindrucken und so bequem durchs Studium zu kommen. *Das* lernen sie zweifellos bei ihm; nämlich wie man fehlendes Fachwissen durch weihevoll klingendes, hochtönendes Gelaber ersetzt; was allerdings auch schon eine ältere Taktik (auch der Selbstgettoisierung) ist, wie »mittels qua« dieses Beispiels zu sehen ist: [http://wwwuser.gwdg.de/~cwagenk/Glossen\\_zur\\_Metrik.pdf#page=24](http://wwwuser.gwdg.de/~cwagenk/Glossen_zur_Metrik.pdf#page=24)

Das Dokument ist auch sonst sehr aufschlussreich und dabei noch recht unterhaltsam.

Dr. Johanna Bohley vom Institut für germanistische Literaturwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena verdoktert unter dem Titel *Funk-Fiktionen auf Sendung die Radioästhetik in Arno Schmidts »Radio-Essays«* (vornehm in Anführungen). Gleich auf der zweiten Seite (442) steht der denkwürdige Satz:

In diesem Zusammenhang ist sein Hinweis auf Christoph Martin Wieland Legion geworden Sie bescheinigt Arno Schmidt »extrem aufwändige« und »handfeste historische Recherche«, hat also noch nicht realisiert, dass Schmidt nötigenfalls auch aus einem Vor-

wort und einem oder zwei Lexikonartikelchen Essays und Dialoge zaubern konnte, s. Moritz oder Collins. Sie liebt Wörter auf -isch sehr: »spezifisch-funkisch«, »gestisch«, »puristisch«, »positivistisch-empirisch«, »faktisch«, »das Faktische«, »rein faktisch«, »faktisches Feature«, »faktische Biographie«, »Vorstufe zum Faktischen«, »faktisch-historische Ralistät« ... alle auf anderthalb Seiten von S. 444 bis 445 Mitte – und es geht auf den folgenden Seiten noch ein wenig weiter damit. (Vielleicht ein verworfener Lyrik-Entwurf?) Auch das Wort »Didaxe« ist eindeutig einer ihrer Favoriten.

Was bleibt unterm Strich? Wieder ein Buch, das die Schmidt-Forschung um Jahrzehnte zurückwirft (aktueller Stand: 1907). Und es drängen sich Fragen auf wie: Lernen Germanisten auf ihrem Bildungsweg eigentlich etwas von deutscher Sprache und Stil, von Kunst und Literatur, von Wissenschaft und Forschung, von Wörterbüchern und Nachschlagewerken? Und ob Leute, deren höchste Ideale ein Dokortitel und die Verbeamtung sind (gleichsam erteilt für die allertiefste Abgestorbenheit auf allen genannten Gebieten) und die dann ihr ganzes Erwachsenenleben wohligh suckelnd an der Brust irgendeiner Alma Mater dahindämmern, sich überhaupt ein Urteil über einen Menschen und Schriftsteller erlauben sollten, der sich aus ärmlichen Verhältnissen und in schwierigen Zeitläuften mit großem Talent und gegen viele Beschwerlichkeiten in Doppel- und Dreifachschichten (Lebensarbeitszeit als Schriftsteller ~80 Jahre) zu einem der größten Ausnahmekünstler des Landes emporgeschrieben hat.

Für die beteiligten Hochschullehrer müssen die Antworten ganz klar »Nein!« und »Nein!« lauten: Sie haben nicht den geringsten Hauch eines fernen Schimmers einer schwachen Andeutung der blassesten Ahnung, auf was sie sich da mit Arno Schmidt eingelassen haben. Und dieses Nichts geben sie »vollumfänglich« weiter an ihre Studenten ... und somit auch an künftige Hochschullehrer.

Die akademische Schmidt-Forschung ist damit – und wird auf Jahrzehnte hinaus bleiben: die größte öffentliche Demonstration des Dunning-Kruger-Effekts in der Geschichte der Geisteswissenschaften aller Zeiten auf allen bewohnten Welten.

Ach, armer ARNO!

Wenn ein *technisches* Produkt dermaßen viele Fehler aufweist, zieht man es aus Sorge um Leib und Leben der Benutzer aus dem Verkehr; ein *gedrucktes* Machwerk, das noch viel mehr Gefahren für Verstand und Urteilskraft von künftigen Generationen notorisch leichtgläubiger Germanistikstudenten aufweist, bleibt für Jahre lieferbar.

Und wenn das Buch auch nicht mehr geliefert würde, etliche Exemplare stehen sicher bereits in Seminarbibliotheken und viele der Beiträger sind nur allzu bereit, auch weiterhin junge Leute mit ihrer forschungslosen Verplumpung und Verhunzung Arno Schmidts (und anderer ihnen unzugänglich fern liegender Künstler) für die Wissenschaft zu verderben.

Hans-Edwin Friedrich (Hrsg.), *Arno Schmidt und das 18. Jahrhundert*, Göttingen: Wallstein, 2017. 524 S., 2 Abb. Ein EPIC FAIL, aber trotzdem wahrscheinlich noch für lange Zeit in allen Buchhandlungen für 34,90 €. zu haben.

Herr, sie wissen nicht, was sie tun.  
Vergib *du* ihnen, ich kann es nicht!  
(Famous Last Words: Lk 23, 34)

Mitteleuropäische Germanisten tagten:  
**Der lange Germanistenstammtisch zu Weimar  
vom 12. bis zum 14. Juni 2014**

Nachwort von Sir Thomas Browne

Und wie nun die germanistischen Gemüther ein jedes für sich grosse Unvollkommenheiten hat, so sind dieselben noch grösser bey ihren Versammlungen; und wenn unter ihnen ein jeder insonderheit zum Irrthum geneigt ist, so wird hernach, wenn sie einmal zusammen rumpeln, der Irrthum selbst draus. Denn weil alsdenn so wohl manche lose Schälke, als auch viel einfältige tumme Tropfen, untereinander gemenet sind, und alles gemischt zusammen laufft, was Zustandes, Natur, Geschlechtes und Alters es immer seyn mag; so ist natürlicher Weise gnug zu denken, ob ihre Schlüsse nicht seltzam heraus kommen, und auf vielerley Weise und Wege der Warheit zuwiderlauffen müssen. Und derhalben haben weise Leute einander allzeit Beyfall gegeben in ihrem Urtheil, so weit dasselbe dem Urtheil des germanistischen Volks entgegen gelauffen; und die Glimpflichsten aus ihren Widersachern haben sie allzeit nur Thoren und Narren geheissen; und wenn man will unpartheyisch davon reden, so haben sie mit ihren Handlungen dergleichen Titel wohl verdient.